

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 25.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von **Rudolph von B.....**

(Fortsetzung.)

Wie ein Blitz leuchtete es dem Juristencharfjinn Wichtels junior auf. Der Fall Schweders war von diesem selbst gemacht — aber warum? Um ihn, Wichtel, todtzuschlagen? Lächerlich! Das wäre eine sehr ungeschickte Manier, jemanden aus der Welt zu schaffen — sehr ungeschickt und ungeheuer unsicher. Aber vielleicht, um ihn umzuwerfen, ihn lächerlich zu machen — das erstere war ja auch wirklich geschehen und das letztere hatte Schweder versucht, und ihn auf einige Zeit — vielleicht hatte Schweder gehofft, auf mehrere Stunden — zu beseitigen. Und wenn ihn die Leiter nun nicht nur ganz leicht am Rücken gestreift, sondern — etwa an der Schulter — ordentlich und derb getroffen hätte? Dann wäre er nicht für Stunden, sondern für Tage aus der Gesellschaft ausgeschlossen gewesen, bis die Folgen des gewaltigen Schlages, den er da empfangen, völlig gehoben worden wären. Dann hätte Schweder freies Spiel gehabt — aber wozu und womit? Was wollte Schweder überhaupt jetzt zu Weihnachten hier oben im Gebirge? Daß er den Nothstand mit eigenen Augen sehen und untersuchen wollte, war eine Lüge — eine offenbare Lüge! Er hatte sich auch noch nicht einen Augenblick um die Noth der Gebirgsbevölkerung gekümmert. Wichtel junior sah keine andere Ursache für Schweders Reise, keine andere Veranlassung für das absichtliche Umstürzen mit der Leiter, als — Wanda! Zweifellos war es so. Warum sollte Schweder nicht ebenso, wie die Wichtels, in neuester Zeit dahinter gekommen sein, daß Alster hinter dem Rücken aller seiner näheren Bekannten in fremden Papiereu spekulirt und glücklich spekulirt habe. Daß er viel mehr Geld besitze, als man vermuthet. Daß er allein im stande sein würde, die Industrie-Gesellschaft Alster, Wichtel, Senkbeil bei Fortdauer des allgemeinen industriellen Nothstandes über Wasser zu halten. Warum sollte er sich nicht auch entschlossen haben, Alsters Schwiegersohn zu werden? Daß Wanda auch einen Roué begeistern könne, das hatte Wichtel junior an sich selbst zur genüge erfahren, soweit Roués überhaupt zu begeistern und zu fesseln sind.

Gewiß, so mußte es sein. Aber wenn das Streben, ihn bei Wanda auszustechen, auch der Hauptgrund von Schweders Unfall war, so brauchte es doch nicht der einzige Grund zu sein. Dieser ebenso rasch auftauchende als verschwindende „Rittergutsbesitzer“ mit der frappanten Aehnlichkeit — ja, mit wem? Wichtels Erinnerungsvermögen mochte durch die wilde Hay der Gedanken, welche durch seinen Kopf stürmten, gestört sein; nur soviel schien ihm gewiß, daß er dasselbe Gesicht oder ein fast ganz gleich

anschauendes schon früher gesehen hatte und zwar bei einem Manne in Lebensverhältnissen, welche von denen eines Rittergutsbesitzers himmelweit verschieden waren. Halt da — jetzt durchzuckte ein Lichtblitz Wichtels Gedächtniß — so und nicht anders sah jener Dienstmann aus, den er — Wichtel junior — schon als Student gekannt hatte, gekannt als den pfiffigsten, verschwiegensten und entschieden auch gebildetsten aller derartigen Kommissionsäre in P. Der Mann war dann, wie sich Wichtel jetzt entsann, einige Zeit verschwunden gewesen, um vor garnicht langer Zeit — zwei oder drei Jahre mochten es sein — wieder in P. und wieder als Dienstmann aufzutauhen. Damals sah ihn Wichtel auffällig oft in der Nähe seiner Wohnung, ja, er hatte ihn sogar einmal, wenn nicht öfter, ihm Hofe seines väterlichen Hauses mit demselben alten Diener in sehr vertraulicher Unterhaltung gefunden, welcher ihm und seinem Vater als Schleicher und Horcher schließlich so verdächtig geworden war, daß sie geglaubt hatten, ihn entlassen zu müssen.

Hatte nicht Schweder auf der Fahrt nach Waltersdorf erklärt, daß er einen Rittergutsbesitzer hier in der Nähe kenne? Gewiß! Und — da kam dem scharfsinnigen Herrn Doktor noch ein Gedanke: Wichtel senior hatte gelegentlich seinem Sohne mitgetheilt, daß der Käufer, welcher sich für eines der wichtelschen Güter gefunden hatte, ein Klient Schweders sei, der diesem jedenfalls nur als spanische Wand dienen sollte, hinter der der Chefredakteur des „Tageskorrespondenten“ ungesehen vom Publikum bei dem späteren, höchst wahrscheinlichen Verkauf des Gutes an die Eisenbahn den Löwenantheil des Profits einstreichen könnte. Das Gut mußte hier in der Gegend liegen — natürlich! Vielleicht war hier oder in P. etwas über die Antecedentien des Besitzers zu erfahren; und wenn es sich vielleicht nachweisen ließe, daß der allezeit vornehm reservirte Lebemann einem simplen Dienstmann zu einem solchen Avancement verholfen, einem Dienstmann, der mit einem spionirenden Bedienten im wichtelschen Hause in verdächtigster Verbindung gestanden hatte, — dann — dann fand sich vielleicht auch der Weg zur Erklärung des Räthfels, wie Schweder vor zwei Jahren so spielend leicht aus einem ein harmloses Parasitenleben führenden, mäßig bemittelten Privatmanne eine einflußreiche Person, wie er vor allen Dingen in so gradezu unheimlicher Weise in die Geheimnisse und Schwächen des Verhältnisses zwischen den Häusern Alster und Wichtel eingedrungen und wie es ihm gelungen war, ihnen den Senkbeil auf den Hals zu setzen, den sie, wie die Wichtels längst überzeugt waren, wenn

sie es auch noch zu keinem Fremden ausgesprochen hatten, doch nur vom Bankrott hatten retten müssen, um selbst in eine Situation zu kommen, die trotz aller Anstrengungen von Saison zu Saison schlechter und unhaltbarer geworden war.

Dem schlauen Juristen wibelte der Kopf vor Einfällen und Gedankenkombinationen der seltsamsten Art, als er wieder in den Saal getreten war. Und sein Mißtrauen gegen seinen Freund Schweder verschlechte das leicht malitiose Lächeln keineswegs, welches um Schweders Lippen schwebte, als dieser seiner ansichtig wurde.

Der Mann war gefährlich als Feind, vielleicht noch gefährlicher aber als Freund. Wichtel war entschlossen, ihn als Feind zu behandeln, sobald er ihm bei Wanda in den Weg treten sollte, und er war auch entschlossen, es heute noch bei Wanda zu einer Erklärung zu treiben.

Solange die Gesellschaft in Waltersdorf verweilte, ward ihm dazu keine Gelegenheit. Bis zum Beginn der Christbescheerung blieb Wanda so eifrig und unausgesetzt mit den Vorbereitungen beschäftigt, daß sie sich nicht einmal Zeit zur Mittagsmahlzeit gönnte. Sie begnügte sich mit einer Tasse Chokolade und einigen Stücken Backwerk, die sie ohne Aufenthalt bei ihrer Thätigkeit zu genießen vermochte. Der Herr Doktor Wichtel erhob ihr Samariterthum, wie er es nannte, bis in den Himmel und war — anscheinend wenigstens — nicht minder enthaltam als sie. Auch er betheiligte sich an dem improvisirten, aber darum doch keineswegs besonders bescheidenen Diner der übrigen nicht, oder doch nur auf wenige kurze Augenblicke, trank aber statt Chokolade Wein und aß statt Backwerk einen Gänseflügel, der allerdings groß genug war, um allein schon einen recht gesunden Appetit zu befriedigen.

Die anderen Herren, auch der alte Herr Klose und die Frau Doktor Winter, ließen es sich dagegen trefflich schmecken. Schweder, der bisher Wanda gegenüber bei seinem lebenswürdigen, aber äußerst ruhigen Entgegenkommen verharret hatte, welches weit entfernt war von jener ausdringlichen Vertraulichkeit, die ihr schon so oft bei dem jungen Wichtel unangenehm geworden, unterhielt sich während der Mahlzeit eifrig mit Herrn Alster über den Weiterbau der Eisenbahn, die die Gegend, in der sie sich befanden, ziemlich in der Nähe von Waltersdorf passiren sollte.

Herr Alster meinte, es werde sich schwerlich der ganze Bau, wie er ursprünglich projektirt gewesen, durchsetzen lassen.

„Wenn sich nun aber herausstellt, daß derselbe ein wirklich zwingendes Bedürfnis ist?“ fragte Schweder.

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, die Eisenbahngesellschaft würde eine zwingende, moralische Verpflichtung fühlen müssen und auch eine Garantie des materiellen Erfolgs darin sehen, wenn hier oben jede Stadt, jedes Dorf, die gesammte Bevölkerung nach dem völligen Ausbau der Gebirgsbahn verlangt.“

Alster, der bisher nachdenklich vor sich hingesehen hatte, schaute auf: „Dann allerdings . . .“

„Und warum sollte das nothleidende Volk hier oben nicht Arbeit und Verkehr, wie sie der Bau und der Betrieb einer Bahn mit sich bringt, lebhaft herbewünschen, ja, warum sollte es nicht gewissermaßen ein Recht haben, das Recht der Noth, solche Arbeit gebieterisch zu verlangen?“

„Bedenklich, sehr bedenklich, solch' ein Recht zuzugeben, bester Freund . . .“

„Nun gut, geben wir das Recht nicht zu, das Recht, zu fordern, aber das Recht, ein Bedürfnis zu äußern, wird niemand bestreiten können.“

„Sie sind also der Ansicht . . .“

Schweder warf einen Blick nach dem alten Klose. Dieser war in eifrigem Gespräch mit der Frau Doktor, der er über den Ursprung und die Feier des Weihnachtsfestes bei den verschiedenen Völkern einen gelehrten Vortrag hielt.

„Ich bin der Ansicht,“ erwiderte Schweder, „daß es ein Leichtes ist, hier in der ganzen Gegend eine Bewegung zu erzeugen oder zu erwecken, zu dem Zwecke, die Realisirung des Bahnbauprojekts von unsrer Eisenbahngesellschaft durch den Druck der öffentlichen Meinung gewissermaßen zu erzwingen.“

„Das wäre allerdings ausgezeichnet,“ rief Alster, weit lebhafter als zuvor. „Aber wie soll das geschehen, wer . . .?“

„Wenn Sie damit einverstanden sind, verehrter Herr Alster, würde ich Sie um nichts weiter bitten, als daß Sie mir völlig freie Hand lassen. Daß ich nicht der Mann bin, welcher bei

einer derartigen Angeregtheit irgend jemanden kompromittirt, wissen Sie. Unsere Interessen gehen Hand in Hand und sind Hand in Hand gegangen, solange ich die Ehre habe, Sie zu kennen.“

Alster nickte. Zwar hatte er vor garnicht langer Zeit noch ein lebhaftes Mißtrauen gegen Schweder zu empfinden begonnen, aber die Haltung des „Tageskorrespondenten“ hatte im allgemeinen so sehr übereingestimmt mit dem, was er soeben geäußert, daß Alster von Schweders Aufrichtigkeit in diesem Falle durchaus überzeugt war.

„Sie glauben also sicher zu sein, daß solch' eine, unseren Zwecken ungemein förderliche Bewegung baldigst in den Fluß kommt?“

„Ich garantire dafür.“

Die beiden Herren griffen fast gleichzeitig nach den Weingläsern und stießen mit einander an. Kurz darauf hob Herr Alster die Tafel auf und schlug der Frau Doktor und Schweder eine gemeinschaftliche kurze Schlittenspazierfahrt vor. Schweder zeigte sich einen Augenblick schwankend und bemühte sich, Wanda zur Theilnahme zu bewegen. Dieselbe bedürfte dringend einer Erholung, meinte er, ihre ununterbrochene Thätigkeit greife sie zu sehr an, und was etwa noch vor Beginn der Bescheerung gethan werden müßte, das würde Freund Wichtel unter der bewährten Oberleitung des Herrn Klose schon fertig bringen.

Wenn Schweder furchsam gewesen wäre, so hätte ihn das böse Gesicht seines Freundes Wichtel, als dieser ihn so reden hörte, erschrecken können. Aber der lächelte nur, obwohl er das Anschwellen der Hornesader auf Wichtels Stirn sehr wohl bemerkte hatte, und nahm auch die für seine Aufmerksamkeit freundlich dankende Ablehnung Wandas ohne merklige Bewegung hin.

Als die Herren Alster und Schweder mit der Frau Doktor von ihrer Spazierfahrt nach beinahe zweistündiger Abwesenheit zurückgekehrt waren, sollte die Bescheerung eben beginnen.

Der ganze große Hof des Gasthauses hatte sich mit Kindern gefüllt. Es herrschte eine ungeheure Aufregung unter ihnen. Auch Mütter, Väter und andere Anverwandte, welche als Führer der Kleinsten unter den Kleinen erschienen waren, konnten das Zeichen, welches den Beginn ihres Christfestes ankündigen sollte, kaum erwarten.

Endlich öffnete sich die Saalthüre, eine Glocke läutete und der im Glanz von mehr als hundert brennenden Wachslatern strahlende Riesenschiffbaum ergoß blendende Helle in die weite, nur von einer ärmlichen Oellampe spärlich beleuchtete Hausflur.

Ein Schrei der Bewunderung entrang sich dem Munde der Kinder. Diejenigen, welche dicht an der Thür gestanden hatten, zum Hineindrängen in den Saal bereit, prallten jetzt zurück, sie wären am liebsten davongelaufen, so verlegen und bestürzt fühlten sie sich all' der Pracht und dem Glanze gegenüber, die ihnen so plötzlich entgegenstrahlte. Aber sie konnten nicht zurück — sie mußten sogar vorwärts — mit rapider Schnelligkeit hinein in den wohlbekannten Tanzsaal, der ihnen jetzt wie das Innere eines Feenpalastes erschien, denn die anderen hinter ihnen, und am meisten die, welche nicht einmal mehr in die Hausflur hineingekannt und sich an der Hofthür herumgedrängt und gestohelt hatten, schoben sie mit unwillkürlicher Gewalt vor. In einem Nu war der Saal gefüllt. Wieder läutete die Glocke. Es galt, das brausende Meer der Bewunderungslaute, in denen sich die Aufregung der Kinder äußerte, zu einer kurzen Ruhe zu bringen.

Nachdem das endlich mit vieler Mühe gelungen war, erhob der Ortsschullehrer seine Stimme und begann die Namen der Kinder zu verlesen. Die Aufgerufenen mußten antworten, um zu dem Platze gewiesen zu werden, wo für jedes einzelne die Geschenk aufgebaut waren.

Es war ein tüchtiges Stück Arbeit, welches der Herr Lehrer zu verrichten hatte, denn trotzdem die Glocke immer wieder in Bewegung gesetzt wurde, war doch an soviel Ruhe nicht zu denken, daß sein an das Uebertönen tumultuöser Stimmen gewöhntes Sprachorgan ohne die größte Anstrengung durchzudringen vermochte.

Einer nicht weniger angreifenden, wenn auch viel weniger lärmenden Beschäftigung als der Schullehrer befeiligte sich der alte Herr Klose, der strahlenden Auges umherirrte, um die schwächlichen Zweifel der einen zu heben, ob all' die schönen Sachen auch wirklich ihnen gehören würden, und um die kleinen Zwistigkeiten der anderen um das Besitzrecht von Pfefferkuchen, Rüssen u. dgl., die zufällig auf die Erde gefallen oder auf sonst ein neutrales Gebiet gerathen waren, zu allseitiger Befriedigung zu schlichten.

Die Frau Doktor dagegen beschäftigte sich hauptsächlich damit, die Dankagungen der Beschenkten einzuheimsen, und spielte dabei wie immer eine Märtyrerrolle. Ihre fleischigen, weißen Hände waren von den vielen ungeschickt applizirten Küffen schon nach einer Viertelstunde ganz feuerroth, und ihre Arme und Füße waren von den ungeheuerlichen Anstrengungen dieses Tages, wie sie versicherte, vollständig wie zerfchlagen. Ihr Günstling, der junge Wichtel, stand ihr getreulich bei in der Einfassung der tausendfältigen Dankagungen, obgleich er noch viel weniger Ursache dazu hatte, als sie, aber die alte Dame ließ ihn nicht los, — sie mußte einen Menschen haben, an den sie sich anrannte, wie der Ephen an die Eiche, oder, wenn das nicht ein ganz unmögliches Bild wäre, das aber eher einen Begriff von den beiderseitigen Körperverhältnissen geben würde, umgekehrt: wie die Eiche an den Ephen.

Der Herr Doktor Wichtel wäre die Eiche herzlich gern losgeworden, sein Sinn stand heut und immerdar mehr nach den zarten Blumen als nach den stattlichen Bäumen, aber die Blume, die er mit seinen Blicken im Gewirr der jubelnden Kinder suchte, war nirgend zu entdecken.

Wanda hatte mit der Frau Doktor, nach deren Eintritt in den Saal sofort das Zeichen zur Eröffnung der Bescheerung gegeben, und mit den Herren unter dem Christbaum gestanden, war aber dann spurlos verschwunden.

Endlich gelang es Herrn Wichtel, sich von der Frau Doktor zu befreien. Er begab sich unverweilt auf die Suche nach Wanda. Sie war im ganzen Saale nicht zu entdecken. Es bemächtigte sich Wichtels ein Gefühl, welches eine merkwürdige Mischung von Aerger über sich selbst und einer Art Eifersucht war. Dieser Schweder — er war auch nirgends zu entdecken. Wichtel hatte geglaubt, er leiste Herrn Alster Gesellschaft. Aber er hatte sich getäuscht; Alster stand im Gespräch mit dem Geistlichen des nächsten Pfarrdorfes in einer Ecke des Saals — Schweder aber war nicht dabei. Wichtel machte noch einmal die Kunde durch den Saal — die Nähe der Frau Doktor sorglich meidend. Da sah er plötzlich die blauen Wolken von Cigarrenrauch hinter einem der Tannenbäume, welche zur Wanddecoration benutzt worden

waren, sich hervorschieben. Das war Schweder! Wichtel näherte sich, ohne von ihm bemerkt zu werden. Er stand vor einer halb-offenen, kleinen Thür, ungefähr wie ein Thürhüter, der den Auf-trag oder die Absicht hat, niemanden passieren zu lassen. Dabei hatte er sich so gewendet, daß man im Zweifel sein mußte, ob er hinein in den Saal oder durch die Oeffnung, welche die nicht ganz geschlossene Thür übrig ließ, hinaus sah. Wichtel trat rasch zu ihm und bemerkte sofort, was Schweders Aufmerksamkeit ge-geffelt hatte. Die Thür führte in ein kleines Nebenkammerchen, in dem ein Sopha stand und das jetzt dazu diente, die Kisten, Schachteln und sonstigen Hüllen zu bergen, welche die Weihnachts-geschenke enthalten hatten. An dem Sopha, abgekehrt von dem Saale, stand Wanda, das Gesicht in die Hände verborgen. Sie weinte bitterlich. Sie hatte sich unendlich auf die erste ihrer Weih-nachtsbescheerungen gefreut, sie war nicht müde geworden, sie so sinnig und würdig, wie ihr Herz es ihr diktirte, vorzubereiten, und jetzt, als sie den Jubel der Kleinen gesehen und gehört, wie sie glücklich waren über den allernbedeutendsten Gegenstand, wie ihre Augen leuchteten, ihre Brust sich hob in — ach! so ungewohntem Glücke — da hatte sich des glückgewöhnten, aber nicht verwöhnten Mädchens so tiefe Wehmuth, untermischt mit dem Gefühle einer noch nie empfundenen hohen und reinen Freude bemächtigt, — eine Rührung, deren sie nicht Herr werden konnte, die sie in einem Strom ungehemmter Thränen ausweinen mußte.

Unbemerkt — wie sie glaubte —, in Wahrheit aber doch von einem Menschen beobachtet, hatte sie sich in das kleine Neben-stübchen zurückgezogen, um sich, so rasch es gehen mochte, wieder zu fassen und mit ihren Thränen den armen Kleinen nicht die Freude zu tören. Sie fand es so natürlich, daß sich niemand in diesem Augenblicke allgemeinen Jubels um sie kümmerte, sie dachte nicht einen Augenblick daran, daß sie es ja eigentlich war, der alle die Freudigen da all' ihr kurzes, aber grade darum nur um so fühlbareres Glück verdankten, der einzige Gedanke, dessen sie sich voll bewußt wurde, war, wie leicht es doch sei, glücklich zu machen, und wie selten die Menschen ernstlich darum bemüht wären, denen, die der Hülfe am meisten bedürftigen, wahre, innige Herzensfreude zu bringen. (Fortsetzung folgt.)

Herr Hansen und der thierische Magnetismus.

Von Emanuel B.

Seit einigen Monaten erregen in Deutschland die Experimente eines Herrn Hansen großes Aufsehen; er nennt sich Magnetiseur und behauptet, eine ihm selbst unbekannt, ihm und vielleicht auch wenigen anderen eigenthümliche Kraft zu besitzen, durch seinen Willen sich den anderer Personen unterthänig zu machen. In vielen Städten, Berlin, Chemnitz, Breslau, Wien gelang es ihm, in öffentlichen Vorstellungen fremde Personen so zu beeinflussen, daß sie, wenn er vor ihnen herschritt, wie durch irgend-eine Macht angezogen, ihm nachfolgten, auf seinen Befehl mit lächelndem Antlitz eine rohe Kartoffel als Birne verspeisten, Salzwasser für Wein tranken, eine Puppe in ihren Armen wiegten, auf Stühlen Bettrennen veranstalteten, als ob sie zu Pferde säßen, und, in andächtige Verzückung versunken, in den absonder-lichsten Stellungen die Hände wie betend emporstreckten. Hansen gibt an, es gelänge ihm, diese Handlungen zu veranlassen durch seinen Befehl, Willen, vermöge einer ihm unbekannten Kraft, welche von ihm auf manche Personen ausströmt, wenn er die Oberfläche ihres Körpers leicht mit seinen Händen bestreicht. Nicht alle Menschen sind hierfür empfänglich; um die „Medien“ zu erkennen, läßt er die zu seinen Experimenten sich Anbietenden einen geschliffenen Glasknopf, der auf einem schwarzen Unter-grunde befestigt ist, zehn Minuten lang mit größter Aufmerksam-keit anstarrten, und fährt während dieser Zeit wiederholt mit seinen Händen ihren Körper, ohne ihn zu berühren, entlang. Hierauf drückt er dem Versuchsobjekt sanft die Augen zu, ein „Medium“ kann dieselben alsdann nicht sofort öffnen, er streicht ihm die Kimmladen entlang, ein „Medium“ kann die Zähne nicht mehr auseinanderbringen. Sobald er jedoch die Person stark anpustet, indem er ihr mit heftigem Athemausstoß „Wach!“ zu-ruft, sind diese Erscheinungen sofort verschwunden.

Es kann nicht wundernehmen, daß das Publikum sich diesen Vorstellungen gegenüber sehr mißtrauisch zeigte und einen ab-

gearteten Schwindel vermuthete; da jedoch angesehene und ge-bildete Leute zu ihrem eigenen großen Erstaunen sich als brauch-bare Medien erwiesen, fingen doch auch wissenschaftliche Kreise für jene Experimente sich zu interessiren an. In Berlin aller-dings wurden Hansens Vorstellungen keiner Forschung gewürdigt, da man glaubte, einen geschickten Gaukler vor sich zu haben, wie viele andere vor ihm aufgetaucht sind.

Chemnitz war es, wo zuerst die hansen'schen Experimente einer Prüfung unterworfen wurden. Prof. A. F. Weinhold veröffent-lichte diese seine Untersuchungen in einer Broschüre: „Hypnotische Versuche. Experimentelle Beiträge zur Kenntniß des sogenannten thierischen Magnetismus. Chemnitz 1880.“ Da er aber nicht Physiologe von Fach ist, gewannen seine werthvollen Beobach-tungen keinen großen Einfluß, und die Tagesblätter, also selbst-verständlich das Publikum, hielten nach wie vor Hansens Vor-stellungen für Schwindel oder unerklärlich. Erst in Breslau wurden diese Erscheinungen einer sorgfältigen, wissenschaftlichen Kritik unterworfen. Dem dortigen, durch seine exakten Arbeiten wohlbekanntesten Physiologen Prof. Rudolf Heidenhain gebührt das nicht geringe Verdienst, nicht nur die den hansen'schen Experi-menten zugrunde liegenden Thatfachen genau erforscht, sondern gleichzeitig ein vielbestrittenes und noch mehr umfabeltes Räthsel der Nervenphysiologie, das seit grade hundert Jahren in der Medizin sein Unwesen treibt und immer wieder in neuem wissen-schaftlichen Gewande auftretend, wunderjame Anschauungen zu-tage förderte, wirklich kritisch erleuchtet zu haben.

Der Ausspruch Hamlets: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt,“ hat in der Wissenschaft sehr viel gläubige Freunde gefunden und jede neue Erscheinung wurde von diesen als eines jener noch unbekanntem Dinge zwisch' Himmel und Erde begrüßt. Dieser Glaube in der Wissenschaft, welcher durch den mächtigen Einfluß

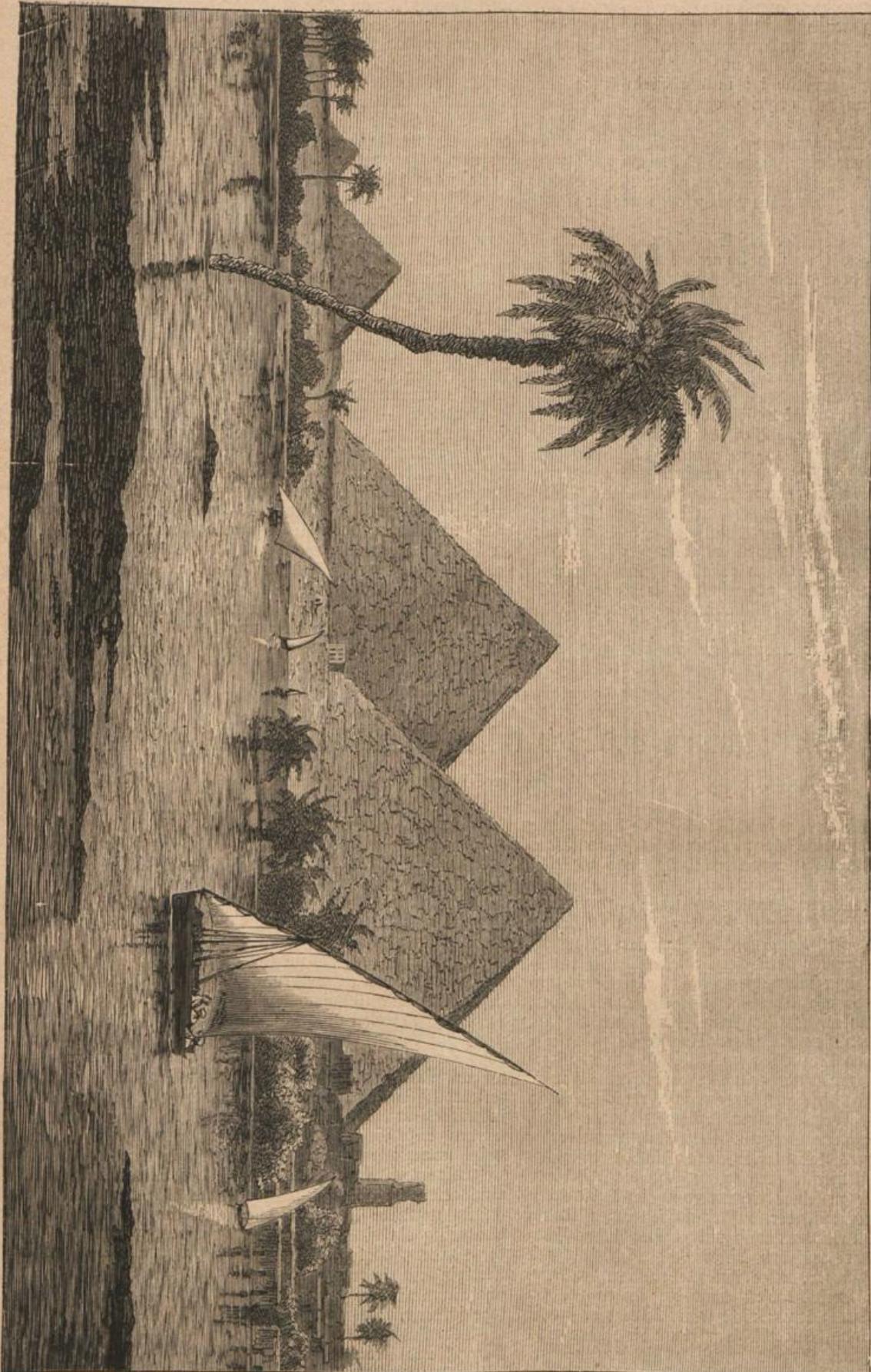
der Religion auf alles Denken seine Erklärung findet, tritt heut- zutage zurück, aber nur scheinbar; er verbirgt sich hinter der glauben, noch nicht glauben, sondern muß zu erkennen suchen auf Grund des Wissens, der Prüfung. — Die Vorstellungen

Hauzens sind schon vor hundert Jahren in derselben Art, nur in etwas anderer Form ausgeführt worden. Es war um 1770, als ein deutscher Arzt, Mesmer in Wien, eine neue Naturkraft entdeckt zu haben glaubte, die er wegen der Ähnlichkeit ihrer Einwirkung auf Menschen und Thiere mit der Kraft, welche ein Magnet auf Eisen ausübt, thierischen Magnetismus

nannte. Wie man sich damals die magnetischen Einwirkungen in der Art erklärte, daß ein ätherisches Fluidum entströme dem Magneten und gehe auf das Eisen über, so nahm auch Mesmer an, daß eine ähnliche unbestimmbare Kraft von gewissen Personen auf andre überströme und in den Nerven derselben Veränderungen hervorbringe. Er vollführte eine große Anzahl glücklicher Kuren an nervenleidenden Personen, gründete darauf in Paris 1778 eine magnetische Heilanstalt und fand einen solch' ungeheuren Anhang, daß die französische Regierung ihm eine jährliche Leibrente von 20 000 Livres (ca. 16 000 M.) anbot, um ihm sein Geheimniß abzukaufen.

Mesmer zog es jedoch vor, durch einen seiner Anhänger auf die Mittheilung seiner neuen Methode eine Subscription eröffnen zu lassen, welche 340 000 Livres eintrug. Er veröffentlichte jedoch sein Verfahren nur theilweise und zog sich nach Deutschland zurück, während die hereinbrechenden Wogen

Die Ueberschwemmung des Nils an den Pyramiden von Gizeh. (Seite 299.)



Maske des Skeptizismus, des Zweifels; aber ist denn Zweifel etwas anderes, als Unglaube? Die Wissenschaft darf weder der großen Revolution diese Angelegenheit von der Tagesordnung hinwegspülen. Die berühmte französische Akademie der Wissen-



Seltfame Meerbewohner. (Seite 299.)

schaften wurde jedoch durch die immer wieder auftauchenden Anhänger und Verbreiter des „Mesmerismus“ wiederholtlich, in den Jahren 1784, 1825, 1837, 1841 veranlaßt, ein Gutachten darüber abzugeben, das aber jedesmal ungünstig lautete. Auch in Deutschland ließ man die Angelegenheit nicht liegen, und viele bedeutende Aerzte und Naturforscher, von denen uns Namen, wie Wienholdt, Albers, Böckmann, Emelin, Kiefer, Hufeland u. A. genannt werden, machten diese Erscheinungen zum Gegenstand fortgesetzter Beobachtungen und in Berlin wurde von Wolfart eine magnetische Heilanstalt gegründet. — In den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts entwickelte der Freiherr Karl von Reichenbach, ein angehener Chemiker, eine neue Theorie dieser Erscheinungen. Auch er glaubte es mit einer bisher unbekanntem Naturkraft zu thun zu haben, welche er Od nannte. Dieselbe sei nur durch die Nerven wahrnehmbar, werde durch die Zunge als Geschmack, durch das Auge als Lichterscheinung wahrgenommen, aber nur von Sensitiven (empfindlichen Könnenden) und trete bei allen electrischen und chemischen Vorgängen auf. Er legte diese Anschauungen, welche auf lebhaften Widerspruch aller Physiker stießen, in den „odismagnetischen Briefen“ und mehreren anderen Abhandlungen nieder.

1843 finden wir den ersten Anfang einer wirklich experimentellen Untersuchung. Der englische Chirurg Braid zeigte, daß man durch anhaltendes Beschauen eines kleinen glänzenden Körpers einen Schlafzustand, den er Hypnotismus nannte, (von hypnos, griech., Schlaf), in beliebiger Stärke hervorrufen könne, so daß selbst Operationen schmerzlos ausführbar wären. Er nahm sogar an, daß der Somnambulismus, das Umherwandeln im Schlafe, die Mondsüchtigkeit, wie es der Volksmund nennt, auf ähnlichen Ursachen beruhe; diese Zustände sind jedoch viel zu wenig wissenschaftlich gefaßt, um erkannt zu werden. Man suchte auch in dieser eigenthümlichen Nervenerregung eine Erklärung zu finden für das Hellsehen, Clairvoyance, mittels der Personen im Stande sind, verschlossene Briefe mit den Fingerspitzen zu lesen, die Zukunft der eigenen oder fremder Personen zu schauen und ähnliche schöne Künste mehr, denn wie Goethe sagt: das Wunder ist des Glaubens liebste Kind. Und die wunderthätige Phantasie hat auch wacker gearbeitet, um die wenigen wirklich wissenschaftlich festgestellten Thatsachen auf Kosten der erklärungsüchtigen Gläubigen zu verdunkeln. Man sprach von einer geistigen Willensübertragung, Rapport, des Magnetiseurs auf das Medium, man glaubte, daß er auf Glas, Kleider, Haare seine Kraft ausströmen lassen könne, welche Dinge alsdann wie ein heiliges Amulet ihre Wunderkraft auf den Besizer auszuüben im Stande sein sollten.

Die hanjenschen Experimente, welche übrigens, wie einige Notizen melden, auch schon früher von anderen auf die Schaubühne gebracht worden sind, haben also einen tiefen historischen Hintergrund. Die experimentelle Untersuchung, welche man ihnen jetzt in Breslau angedeihen läßt, hat unser Wissen schon um ein bedeutendes erweitert und vielleicht wird der heutige Stand der Physiologie es auch ermöglichen, ein wirkliches Erkennen der Vorgänge zu erreichen.

Am 19. Januar ds. Jrs. hielt Professor Heidenhain in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur seinen werthvollen ersten Vortrag über seine Untersuchungen, der unter dem Titel: Der sogenannte thierische Magnetismus. Physiologische Betrachtungen von Dr. Rudolf Heidenhain, Leipzig 1880, im Druck erschienen ist. Die hier niedergelegten Thatsachen, sowie die später von Professor Berger u. A. angestellten Beobachtungen sind bei der Kürze der Zeit und der großen Schwierigkeit, die sich der Untersuchung entgegenstellt, natürlich noch in manchen Punkten zu ergänzen, wenn wir jedoch in Nachstehendem ein größeres Publikum jetzt schon mit den Resultaten bekannt machen, so halten wir dies für dringend geboten, um nicht der Möglichkeit Platz zu geben, daß auch heute wieder Aberglaube und Unglaube sich dieser Angelegenheit bemächtigen und einerseits übertriebene, wunderbare Geschichten damit in Zusammenhang bringt, andererseits sie als lächerlichen Schwindel betrachtet.

Vor allen Dingen aber müssen wir die Leser dringend davor warnen, die anzuführenden Experimente etwa selbst wiederholen zu wollen. Dieselben sind keineswegs ohne Nachtheil für die Nerven der Versuchsperson; es sind in Breslau Fälle vorgekommen, daß

ein achtzehnjähriges Mädchen, sowie ein Knabe, bei dieser „Spielerei“ bestimmungslos blieb. Die wissenschaftlichen Autoritäten verfahren bei ihren Versuchen mit der größten Vorsicht und können bei eintretenden Unfällen als Aerzte schnelle Abhilfe leisten. Ein Vaie darf aber auf keinen Fall zur Befriedigung seiner Neugier derartige Versuche vornehmen. Das Wiener Polizeipräsidium hat sich auch in Folge eines Gutachtens der wiener medizinischen Facultät genöthigt gesehen, die öffentlichen Vorstellungen des Herrn Hansen als gesundheitschädlich zu verbieten, da, wie das Gutachten ausführt, Personen, welche zu Herzlähmungen hinneigen, Schaden nehmen, andererseits auch anhaltende Nervenstörungen die Folge sein können. Wir werden sehen, wie wohlbegründet diese Vorsichtsmaßregeln sind.

Der wesentlichste, ja Ausgangspunkt der Heidenhainschen Untersuchungen ist die von ihm genau festgestellte Thatsache, daß die eigenthümlichen Wirkungen des Herrn Hansen von jeder Person ausgeübt werden können, daß hierzu nicht die geringsten außergewöhnlichen Eigenschaften, also besonders nicht der Besitz einer dem Magnetiseur eigenthümlichen Kraft nothwendig seien, daß jedoch nicht jede Person sich zum Versuchsobjekte eigne, also nicht eine Kraft des Ausübenden, sondern eine Schwäche der Versuchsperson die Ursache der Erscheinungen sei. Es ist daher die Bezeichnung letzterer als Medium eine falsche, denn sie sind keineswegs, wie der Sinn des Wortes sagen würde, die Mittelpersonen, welche eine auf sie übertragene Kraft zum Ausdruck gelangen lassen. Die Versuchsobjecte gerathen in den Erregungszustand durch das Anschauen des Glasknopfes wie überhaupt durch starres Fixiren eines glänzenden Gegenstandes, also auch der Augen einer Person, ein Vorgang der bei den Hanjenschen Versuchen eine große Rolle spielt. Weinhold macht schon darauf aufmerksam, daß bei besonders stark erregbaren Personen dieser Zustand ohne Mitwirkung eines lebenden Wesens, durch Reize bestimmter Art hervorgerufen werden kann, so z. B. durch eintöniges Geräusch. Heidenhain gelang es in seinem Vortrage, drei Studirende durch das Ticken einer hinter ihnen auf einen Tisch gelegten Taschenuhr, auf welches sie aufmerksam hören mußten, derartig empfänglich zu machen, daß sie Nachahmungsbewegungen machten und schlafend ihm durchs Zimmer folgten. Knipsen mit den Fingernägeln, das sumrende schwache Geräusch einer einförmigen Melodie, so, nach Heidenhain, das Summen des bekannten Ammenliedes (Schu — Schu — Schu — Schu) wirkt ähnlich.

Ebenso verhält es sich mit gleichmäßig wiederkehrenden schwachen Hautreizen. Streicht man über das Gesicht des Versuchsobjekts, ohne seine Hautoberfläche zu berühren, so treten Taftempfindungen auf durch Erregung eines leichten Luftzuges, Wärmeempfindungen durch die fast immer von der Temperatur des Gesichtes differirende Handwärme des Streichenden. „In der wiederholten Wiederkehr derartiger sehr schwacher, eintöniger Reize liegt die physiologische Veranlassung des Erregungszustandes.“ Man sieht, daß die geringsten äußeren Zufälligkeiten, zu kalte Hand des Streichenden, stark schwitzendes Gesicht des Versuchsobjekts, selbst bei erregbaren Personen einen Erfolg verhindern können. Je nach der Beschaffenheit des Individuums verhält es sich gegen die äußeren Einwirkungen verschieden; bei manchen geht die Einwirkung schnell, bei anderen langsamer oder garnicht vor sich. Ueber die Beschaffenheit der Versuchsobjecte kann man vorläufig nur Vermuthungen aufstellen, und Heidenhain meint, daß besonders Blutarmuth, jenes unter der heranwachsenden Generation in den Entwicklungsjahren äußerst häufig verbreitete Uebel, am meisten disponirt macht. „Dieselben Sinneswerkzeuge, welche bei schwachen, anhaltenden Erregungen das Bewußtsein einschläfern, rufen dasselbe wieder wach, wenn auf sie heftige Einwirkungen geschehen.“ Plötzliches Anblasen des Gesichtes, ein Schlag auf die Hand, ein Schrei in das Ohr, plötzliche Kälte, plötzlich in das Auge fallendes, helles Licht, Benetzen mit Wasser oder Auflegen eines Glasstückchens erwecken sofort. — Eine hochgradige Erregbarkeit tritt auch, wie Professor Berger zeigte, zutage, wenn man dem Versuchsobject die warme Hand in den Nacken legt; Heidenhain fand hingegen, daß die Wärme nicht unumgänglich nothwendig sei, sondern auch der bloße Druck genüge, da es ihm gelang, selbst mit kühler Hand bei einigem Pressen dieselben Effekte zu erzielen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist.

(Fortsetzung.)

Zunächst haben wir die natürlichen Bedingungen zu untersuchen, welche durch Beförderung eines sehr raschen Zuwachses der Bevölkerung ein übergroßes Angebot von Arbeit auf den Markt bringen und so die durchschnittliche Höhe des Arbeitslohnes niederhalten.

In dieser Beziehung ist der Einfluß der Nahrungsmittel der wirksamste und allgemeinste. Wenn zwei, sonst in jeder Hinsicht gleiche Länder nur hierin sich unterscheiden, daß in dem einen die gewöhnlichen Nahrungsmittel im Ueberfluß, in dem andern nur spärlich vorhanden sind, so wird die Bevölkerung in dem ersteren nothwendig schneller zunehmen, als in dem letzteren; infolge dessen wird auch der durchschnittliche Stand des Lohnes in dem ersteren niedriger sein, als in dem letzteren.

Die Nahrung bringt zwei Wirkungen hervor: 1) sie unterhält die thierische Wärme und 2) ersetzt sie den Abgang, der fortwährend in dem körperlichen Mechanismus stattfindet. Jedem dieser Zwecke dient eine besondere Nahrung; die Temperatur unseres Körpers wird durch stickstofflose Substanzen erhalten, der fortwährende Abgang wird ersetzt durch stickstoffhaltige. In einem heißen Klima brauchen die Menschen weniger stickstofffreie Nahrung, weil sich die thierische Wärme dort leichter erhalten läßt, sie brauchen aber auch weniger stickstoffhaltige Nahrung, weil sie im ganzen weniger körperliche Anstrengungen nöthig haben und deshalb ihr Zellgewebe sich weniger schnell aufreibt; hieraus folgt nothwendig eine raschere Zunahme der Bevölkerung in heißen, als in kalten Gegenden.

Es ist nämlich einerlei, ob die größere Menge der Nahrung, wovon ein Volk lebt, durch größeren Vorrath oder durch geringeren Verbrauch entsteht, denn in letzterem Falle wird dieselbe Menge von Nahrung weiter reichen und die Menschen in Stand setzen, sich schneller zu vermehren, als in einem kälteren Klima, wo die gleiche Menge von Lebensmitteln schneller aufgezehrt wird.

In kälteren Gegenden müssen die Menschen aber nicht nur mehr essen, als in heißen, sondern ihre Nahrung ist auch theurer, d. h. schwerer zu erlangen. Je kälter nämlich ein Land ist, desto mehr Kohlenstoff muß die dortige Nahrung enthalten; die Früchte des Bodens sind ohne Gefahr und ohne große Mühe zu erlangen, die kohlenstoffhaltige Nahrung dagegen, welche im Norden zum Leben unumgänglich nothwendig ist, erzeugt sich nicht so leicht und bietet sich nicht von selbst dar, sondern sie besteht aus dem Fett, dem Speck und dem Thran starker und wilder Thiere und wird nur mit Mühe und unter Gefahr und Anstrengung erlangt. Die Folge war, daß bei nördlicheren Völkern im allgemeinen ein fühnerer und abenteuerlicherer Charakter entwickelt wurde, als bei südlicheren Völkern, deren Nahrung leichter zu erhalten war.

Wie wir gefunden haben, steigt oder sinkt der Arbeitslohn mit der Bevölkerung, diese selbst steigt und fällt mit dem Vorrath der Nahrung, sie steigt bei reichlichem Vorrath, steht still oder geht zurück bei dürftigem. Die nöthigen Lebensmittel sind in kalten Gegenden nicht nur spärlicher, sondern man braucht auch mehr, als in heißen, sodas die Bevölkerung, aus deren Reihen der Arbeitsmarkt sich füllt, langsamer sich vermehrt; in heißen Gegenden ist daher immer eine Tendenz zu niedrigen, in kalten zu hohen Löhnen. Die alte Civilisation hatte ihren Sitz immer in heißen Klimaten, überall war der Lohn sehr niedrig und der Zustand der arbeitenden Klassen sehr gedrückt. In Europa entstand zuerst eine Civilisation in einem kälteren Klima und wurde durch den höheren Lohn die Vertheilung des Reichthums etwas mehr ausgeglichen, als es in Gegenden möglich war, wo ein großer Ueberfluß von Nahrungsmitteln das Wachstum der Bevölkerung beförderte.

Wenn wir somit finden, daß unter sonst gleichen Umständen die Nahrung eines Volkes seine Zahl erhöht und die Vergrößerung seiner Zahl den Stand seines Arbeitslohns bestimmt; wenn wir finden, daß bei stetem niedrigen Lohn und infolge dessen sehr ungleicher Vertheilung des Reichthums auch die Vertheilung der politischen Macht sehr ungleich sein wird, so wird sich zeigen, daß das durchschnittliche Verhältniß zwischen den höheren und niederen Klassen ursprünglich von den besprochenen natürlichen Eigen thümlichkeiten abhängt. Fassen wir alles dies zusammen, so werden wir den innigen Zusammenhang zwischen der physischen

und moralischen Welt erkennen; ebenso die Gesetze, unter denen dieser Zusammenhang steht und die Ursachen, warum manche alte Kulturen in Verfall geriethen, indem sie nicht vermochten, dem Druck der Natur zu widerstehen oder den äußeren Hindernissen, die ihren Fortschritt aufhielten, die Stirn zu bieten.

Wenden wir uns zuerst nach Asien, so bietet Indien ein sehr gutes Beispiel, um diese Gesetze zu verdeutlichen, welche durch die Geschichte vollständig bestätigt werden. Von den frühesten Zeiten an war die gewöhnlichste Nahrung dort der Reis, eine Frucht, welche einen wenigstens sechzigfachen Ertrag gewährt; infolge dieser reichlichen Nahrungsquelle war der Arbeitsmarkt immer übervoll, weshalb wir vor zwei- bis dreitausend Jahren die oberen Klassen ungeheuer reich sehen, die niederen unter dem Druck der bittersten Armuth, nur von der Hand in den Mund lebend und daher immer in einem Zustand der Dummheit und Erniedrigung, durch unausgesetztes Unglück gebrochen, vor ihren Oberherren in der verächtlichsten Unterwürfigkeit kriechend, und nur geschaffen, um entweder selbst Sklaven zu sein oder um in den Krieg geführt zu werden und andere zu Sklaven zu machen. Ueberall reizt Armuth zur Verachtung und gibt Reichthum Macht; und da es keinen Fall in der Geschichte gibt, daß eine Klasse Macht besessen und sie nicht mißbraucht hätte, so ist es leicht erklärlich, wie es kam, daß die Indier, durch die physischen Gesetze ihres Klimas zur Armuth verdammt, in eine Erniedrigung versunken sind, aus der sie sich nie haben erheben können. Ueberall, wo diese Gesetze der Natur wirksam waren, haben sie die arbeitenden Klassen in beständiger Unterwerfung gehalten. In allen Fällen, da die Hitze des Klimas einen Ueberfluß der Nahrung und dieser Ueberfluß eine ungleiche Vertheilung zuerst des Reichthums, dann der politischen und sozialen Macht erzeugt, hat das Volk nichts gegolten; es hat keine Stimme in der Verwaltung des Staates, keine Aufsicht über den Reichthum gehabt, den sein eigener Fleiß geschaffen. Sein einziges Geschäft war, zu arbeiten, seine einzige Pflicht, zu gehorchen. So hat sich jene Gewohnheit zahmer, knechtischer Unterwerfung erzeugt, welche die asiatischen Völker von jeher charakterisirte. Wir kennen kein Beispiel, daß sich diese Völker gegen ihre Unterdrücker wendeten, wir finden keinen Klassenkampf, keine Volksaufstände, nicht einmal irgendeine große Verschwörung; es hat Kriege der Könige und Kriege der Dynastien genug gegeben; es sind Revolutionen in der Regierung, im Palaß, auf dem Thron vorgekommen, aber keine Revolution im Volk.

In Europa kommen andere physische Gesetze ins Spiel, welche auch andere Wirkungen hervorbrachten; hier entstand zuerst die Neigung, jenes ungeheure Mißverhältniß von Reichthum und Macht auszugleichen, an welchem die größten und ältesten Reiche zugrunde gegangen sind; hier allein wurden Versuche gemacht, das Gleichgewicht in dem Verhältnisse seiner Theile zu erhalten und die Gesellschaft nach einem Plane zu ordnen, umfassend genug, um alle ihre Mitglieder einzuschließen und so dadurch, daß für den Fortschritt jedes einzelnen Raum bleibt, die Dauer und den Fortschritt des Ganzen zu sichern.

Wie die indische, so wurde auch die ägyptische Civilisation durch die Fruchtbarkeit des Bodens herbeigeführt, die Nahrung ist ebenfalls wohlfeil und im Ueberfluß vorhanden, daher der Arbeitsmarkt überfüllt, eine sehr ungleiche Vertheilung des Reichthums und der Gewalt und daher alle die Folgen, welche eine solche Ungleichheit unvermeidlich nach sich zieht. Die Hauptnahrung ist die Dattel, welche wenig Arbeit erfordert und eine reiche Ernte gibt, es wachsen bis 200 und mehr Dattelpalmen auf einem Morgen Landes; die Bevölkerung konnte sich rasch vermehren, und nach Herodot war Aegypten das bevölkerteste Land der Erde. Der bloße Anblick der mächtigen und kostspieligen Bauten, welche noch vorhanden sind, zeugt aber für den Zustand der Nation, welche sie errichtete; so ungeheure und doch so nutzlose Bauwerke aufzuführen, dazu mußten die Herrscher Tyrannen und das Volk in Sklaverei sein. Kein noch so großer Reichthum, kein noch so verschwenderischer Aufwand wären im Stande, die Kosten zu decken, welche es verursacht haben würde, wenn sie das Werk freier Männer gewesen wären, die für ihre Arbeit angemessen bezahlt worden wären. In Aegypten wie in Indien lief eben alles darauf hinaus, die oberen Klassen zu be-

günstigen, die unteren zu unterdrücken, zwisch beiden gähnte eine unübersteigbare Kluft. Wenn jemand aus der arbeitenden Klasse sein Gewerbe änderte oder sich um Politik kümmerte, wurde er schwer bestraft; außer dem König, der Geistlichkeit und der Armee durfte niemand Landeigenthum haben. Die Unterthanen waren nicht viel besser, als Lastthiere, der Fleiß der ganzen Nation stand unter dem unumschränkten Befehl einer kleinen Minderheit und daher wurden diese gewaltigen Bauwerke ermöglicht, welche gedankenlose Beobachter als einen Beweis hoher Kultur bewundern, welche aber in Wahrheit von einem ganz

verdorbenen und ungesunden Zustande zeugen, einem Zustande, in welchem die Geschicklichkeit und die Künste einer unvollkommenen Bildung denen schädlich wurden, welchen sie hätten zugute kommen sollen. Mit rücksichtsloser Verschwendung verschleuderten die oberen Klassen Aegyptens Arbeit und Leben des Volkes; so wurden z. B. 2000 Mann drei Jahre lang beschäftigt, einen einzigen Stein von Elephantine nach Saïs zu schleppen, und der Bau einer einzigen dieser Pyramiden, welche weiter nichts waren, als Königsgräber, nahm die Arbeit von 360 000 Menschen während zwanzig Jahren in Anspruch! (Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Herr Sander fragte mich heute Mittag, ob ich am Abend Lust hätte, ihn zu begleiten; er wolle mich mit seiner Gemeinde bekannt machen. Ich sagte zu, und als ich im Laufe des Nachmittags seiner Frau Mittheilung davon machte, bemühte sie sich eifrigst, mich von dem Vorhaben abzulenken. „Mein Mann ist seit einiger Zeit von einem teuflischen Geist besessen,“ sagte sie, „er geräth dann oft in Verückung, ist geistig abwesend und phantasiert das närrischste Zeug von der Welt. Ich habe mit meinem Pfarrer darüber gesprochen, der sich bereitwilligst erboten hat, ihn zurechtzusetzen. Sander vernachlässigt zwar seine Pflichten nicht, aber er hat nicht mehr die frühere Umsicht und Liebe für die Familie. Die Sekte, der er sich mit Leib und Seele verschrieben, wird ihn noch um den Verstand bringen. Einmal bin auch ich dort gewesen,“ fuhr sie fort, „und von diesem einen Male war mir der Kopf schon ganz wüst und dumpf geworden.“

Am Abend gingen wir zusammen in den Besaal der Apostoliker. Das Lokal hatte früher den Zwecken einer Wirthschaft gedient, war aber nun zu einer heiligen Stätte avancirt. Da, wo ehemals lustig die Gläser klirrten, saßen auf Bänken gekauert bei trüber Beleuchtung unkenntliche Gestalten. An Stelle der Schänke stand eine Art mit schwarzem Tuch überdeckter Katheder. Ruhig und ernst wie ein Heiliger war Sander eingetreten, ein Gebet murmelnd kniete er in einer der Bänke nieder und nahm weiter keine Notiz mehr von meiner Person. Ich zog mich daher in den Hintergrund zurück. — Nachdem sich meine Augen dem Lichte akkommodirt hatten, bemerkte ich deutlicher die Gesichtszüge der Beten. Die Männer waren aus dem niederen Arbeiterstande und verriethen wenig Intelligenz. Die Frauen schienen mir auch zum Denken nicht grade qualifizirt; aber überall war Ernst, tiefe Andacht, geheimnißvolle Stille! — Endlich erschien ein Mann auf dem Altar. Nach einem längeren Gebete hub er mit seinen Belehrungen an. „Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Christi Wiederkunft steht bevor. Die Menschheit wadet im Sumpfe des Lasters. Sie ist am Ersticken. Christus wird kommen, sie zu erlösen. Wir, die Jünger des Herrn, sind vom heiligen Geist ausgerufen, die Ankunft des Heiligsten zu verkünden; aus unserm Mund tönt die Offenbarung des Ewigen!“ In diesem Sinne bewegte sich die emphatische Predigt. Die Worte machten sichtbaren Eindruk auf die Gemüther der apostolischen Brüder. Athemlos lauschten sie den Worten, die für niemand etwas Neues enthalten konnten, und als er geendigt, sprachen sie einmüthig ein vernehmbares Amen! Langsam und ruhig entfernten sie sich. Jeder legte ein Geldstück in den Opferkasten. Am Ausgang des Saales ließ ich die Frommen an mir vorübergehen, um Sander zu treffen. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Apostoliker waren gefühlswolle Schwärmer. Von Verstand zeigten sich bei ihnen nur geringe Spuren. — Wir gingen zusammen heim. — Ich hatte nicht Lust, den Gegenstand unseres Besuches zu besprechen, da ich den guten Mann nicht tranken mochte durch harte und scharfe Worte. Ich wartete, bis er selbst sich zu mir wenden würde. „Wir sind die Nachfolger der Apostel, wir sind die Apostoliker, die das Wort Gottes und des Heilandes wieder herrichten in seiner Reinheit, die den Worten der Apostel lebendigen Glauben schenken und sie mit Thaten besiegeln! Die Gemeinde Christi ist ausgestorben. Wir aber haben sie wieder aus den Ruinen entstehen lassen; wir sind die wahren Jünger des Herrn! — Die sich Christen nennen, sind Baalspriester und Baalsdiener, alle zusammen vom Priester bis zur Magd. Sie haben den Namen Christi im Munde, aber im Herzen sitzt der Satan und brütet

Unheil.“ — So redete Sander auf mich ein, und da ich seinem Urtheil über die modernen Christen nicht widersprechen mochte, so fand er sich in der angenehmen Lage, ohne Unterbrechung sich auszulassen. Der Geist des Herrn,“ rief er in die Stille der Nacht mit seiner sonoren Stimme hinaus, „wird die Seelen der Menschen erleuchten, unsere Gemeinde wird wachsen, das Werk der Apostel wird aufgerichtet werden und ein Band, das Band der Brüderlichkeit und Liebe, das Band der Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit wird sich um alle Anhänger der apostolischen Gemeinde schlingen! Die Selbstsucht wird im Fleische dann unterdrückt sein, eine Gemeinde, ein Geist, die gemeinsame Sorge des Wohles aller wird bestehen. Die Sklaverei ist aufgehoben! Die wahre Gerechtigkeit Gottes sitzt zu Throne und theilt ihre Spenden aus an alle Gerechte, an alle Erleuchtete, an alle Jünger seines Sohnes, des Heilandes!“ — „Wenn Sie mich ruhig sprechen lassen und wenn Sie mir versprechen wollen, ebenso ehrlich über mich zu denken, wie ich Sie schätze und liebe, so will ich Ihnen meine Meinung sagen: Es ist wahr: Wir sind keine Christen mehr. Wenn wir die Thaten der Menschen, welche sich Christen nennen, mit den Geboten der Bibel vergleichen, so müssen wir die meisten Menschen für Heuchler und Pharisäer erachten. Sie glauben an die Göttlichkeit der Bibel. Ich theile ihr nur menschlichen Ursprung zu. In der Mitte zwischen uns steht die gedankenlose Menge, die die Göttlichkeit der Bibel anzweifelt und sich gläubig nennt, — Fischseelen! die keine andere Färbung haben, als die des Wankelmuths, des Leichtsinns und des Unverständes!“ — Nach einer langen zwecklosen Debatte schieden wir von einander und wünschten uns gute Nacht. Ich habe nun schon duzendmal die Beobachtung gemacht, daß Wahnsinnige nicht mit einem Schläge bekehrt und aufgeklärt werden können und daß man zufrieden sein kann, wenn eine Belehrung nur willige Ohren findet. Wie die Natur langsam und gesetzmäßig arbeitet, so ist's auch mit der Vernunft. Das sprungartige Vorrücken ist nicht möglich! —

Der Mörder der alten Frau ist gefunden. Es war ein entferntestehender Verwandter von ihr. Den größten Theil des geraubten Geldes fand man bei ihm noch vor, als die Polizei zu seiner Verhaftung schritt. Er hat die That nicht geleugnet, sondern mit frecher Miene eingestanden. „Gut, daß das Weib nun todt ist,“ rief er den Polizisten zu, „so hat die Welt ein Ungethüm weniger! — Ich hatte nichts zu essen, keine Arbeit, keine Aussichten. Ich wollte arbeiten — nirgends Rettung. Da ging ich sie um ein Almosen an, da ich wußte, daß sie Geld genug in allen Ecken versteckt hatte und noch mehr hinzubettelte. Ich stellte ihr meine Lage vor, ich flehte, ich weinte, ich drohte, ich fluchte. Sie blieb hart, steinhart. — „Ihr habt Geld,“ rief ich in meiner Verzweiflung, „wenn ihr sterbt, könnt ihr es doch nicht mitnehmen. Gebt mir aus Barmherzigkeit eine kleine Summe, dann kann ich wenigstens Frau und Kind vor dem Verhungern schützen! Der Herrgott da droben wird euch lohnen, tausendmal; ich will euch segnen und meine Familie wird sich eurer in Dankbarkeit ewig erinnern! — Gebt mir nur so viel, die dringendste Nothdurft zu stillen!“ — — „Für Bettler, für Taugenichtse habe ich kein Geld,“ schrie sie, „mein Geld soll einer Stiftung zufließen, einem frommen Zweck,“ und dann drängte sie mich zur Thür. Ich ging und suchte aufs neue Hilfe. Vergeblich! Da endlich in meiner Noth, verlassen von jedermann, kam ich auf den Gedanken des Mords! — Ich erwürgte sie mit diesen Hän-

den und ich freute mich, die Herzlose ins Jenseits befördert zu haben. — Ich freue mich noch! Ihr werdet mich zur Strafe tödten," sagte er finster hinzu, „aber ich sterbe reuolos, ich bin besser, als die Erwürgte!“ — Das Abendblatt bringt diese Worte und in der Menge regt sich Mitleid mit ihm.

Bei Weife war Soirée. Man hatte mich auch eingeladen und den Wunsch ausgesprochen, etwas vorzutragen. Da ich früher auch einmal zu dem Amt eines Plaisirmichels gebraucht worden war, so hätte ich diesmal lieber die Einladung ausgeschlagen, denn nichts ist mir verhafter als mich als Mittel gegen die Langeweile mißbrauchen zu lassen. Eine außerlesene Gesellschaft von Herren und Damen fand ich im Saale. Der Empfang war äußerst artig. Man hatte meinen Platz neben einer jungen Frau und einem Fräulein marquirt, ein leiser Wink für meine Pflichten, die ich aber schlecht ausübte, denn die junge Frau war schön und an einen graubärtigen Bankdirektor verheirathet, ich glaube, verkrüppelt. Ich sprach wenig und hörte mehr. Man machte schlechte Musik und warf sich gegenseitig Komplimente ins Gesicht; man sang und ward als Künstler ausgerufen. Das Lob ist ja wohlfeil. Man fand alles herrlich, großartig, bewunderungswürdig. — Fräulein Elise fragte mich nach einem von einer aufgetupften Vogelscheuche abscheulich heruntergeträhten Liede, ob die Sängerin nicht ein großes Talent sei und noch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte? — — Und die Schöne lächelte: „O, Fräulein Meynert singt recht schön, sie hat Unterricht bei dem königl. Musikdirektor und jede Stunde kostet 2 Thaler!“ — „Wenn sie 3 Thaler für ihre Stimme aufwendete,“ entgegnete ich mit Schein von Harmlosigkeit, „so würde sie bald auf Lorbeeren ausruhen können!“ — — Meine Nachbarin sah mich an und schwieg. Hoffentlich hat ihr Magen an meiner Kritik noch lange zu verdauen! — — Ein Herr spielte auf der Geige, ein anderer begleitete ihn auf dem Piano. Da war viel Gewandtheit, aber wenig Verstand und Gemüth, aber es war Musik,

es waren Töne! — Man rief nach den Piecen Bravo und ich bildete mir schließlich ein, im Kreise der größten Künstler zu sitzen. — Endlich kam auch ich an die Reihe. Ich trug ein humoristisches Gedicht in fremdem Dialekt vor und ward am Schluß ebenfalls für ein großes Licht proklamirt. „Nein, wie Sie so vortrefflich vorzutragen verstehen. Man konnte jedes Wort verstehen. Wo haben Sie das nur gelernt?“ — — „Aus dem Buche, mein Fräulein; da ich lesen kann, so habe ich nur von dieser Wissenschaft Gebrauch gemacht. Ich wette darauf, Sie machen es mir besser vor. — Ich verdiene also kein Lob. Es müßte denn sein, Sie erachten jeden A-B-C-Schützen für ein Talent, wenn er buchstabiren kann.“ — Die kleine Bosheit traf. Die junge Frau lachte und rief: „Sie scheinen wenig von unseren Leistungen zu halten?“ — — „Soviel gnädige Frau, als sie verdienen. Was darüber ist, ist eine Beleidigung! — Oft ist ein Lob so viel wie Tadel und Tadel so viel wie Lob.“ — — „Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir,“ versetzte sie lächelnd, „und ich hätte Lust, Ihr Urtheil auch über eine Menge anderer Sachen zu vernehmen. Was halten Sie von unseren Salondamen?“ — „Ich komme nicht häufig und nur flüchtig in die Kreise, gnädige Frau,“ erwiderte ich, „ich halte mich zunächst an das, was ich sehe und bin keineswegs blind gegen die Glücksgabe der Schönheit und die Vorzüge einer geschmackvollen Toilette, die mir hier und da aufgestoßen sind. Daß ich überall, der schönen, glänzenden Außenseite entsprechend, innen köstliche Eigenschaften finden werde, kann ich aus meinen Erfahrungen nicht sagen! Ich habe, gestehe ich, die Damen der feinen Gesellschaft noch immer mit einer gewissen Aengstlichkeit aus der Ferne betrachtet, etwa wie schöne Freskogemälde, denen man das prüfende Auge nicht zu nahe bringen darf, ohne den günstigen Eindruck zu stören.“ — Die Dame schien die vielleicht zu starke Malice zu empfinden, denn sie sprang, heftig mit dem Fächer wedelnd, gewandt von dem Thema ab. — (Fortsetzung folgt.)

Das Lied vom deutschen Walde.

(Preussisches Feld- und Forstpolizei-Gesetz.)

Fürwahr, ihr Herren, das war ein schlimmer Schlag!
Das war nicht adlig, ritterlich gehandelt!
Ich frage mich, was euch an jenem Tag —
Ein Tag des Unglücks war es! — angewandelt.
Der Wald ist reich und unser Volk ist arm,
Am ärmsten die, die sich des Bettelns schämen;
Wollt ihr dem Volk zu allem seinen Harm
Den Wald mit einem Federstriche nehmen?

Habt ihr bedacht, wie viel der Wald ihm gibt,
Dem alten Weiblein, dem zerlumpten Buben,
Als ihr die spitzigen Paragraphen schreibt
Am grünen Tisch, in wohl-durchwärmten Stuben?
Habt ihr bedacht, wie weh die Kälte thut,
Euch ist die Noth ein wesenloser Schemen —
Wo fändet sonst im Herzen ihr den Muth,
Dem deutschen Volke seinen Wald zu nehmen?

Ihr habt zum Wandern jährlich Geld und Zeit.
Ist der Herr Graf der Amtspflichtigen ledig,
So trägt der Dampf in einer Nacht ihn weit —
Ins Herz der Schweiz, nach Rom und nach Venedig.
Zu scham die Welt in jeglicher Gestalt,
Braucht ihr euch nur zum Reisen zu bequemen —
Und wollt dem Volk den lust'gen grünen Wald,
Der seine einz'ge Sommerfrische, nehmen?

Euch ist die Arbeit mit Genuß gemischt.
Seid ihr „verstumpft“ — das kommt wohl vor zu Zeiten —
So ist so Vieles da, was euch ersticht,
Ihr werdet „angeregt“ von allen Seiten.
Es würde ja die Schwingen nur zu bald
Das Einerlei, das öde, todte, lähmen;
Das Volk jedoch hat nichts, als seinen Wald —
Wollt ihr den Wald dem Volke wirklich nehmen?

Macht ein Gesetz — das Volk versteht es nie!
Es beteten zu Thor im Wald die Ahnen;
Es beugten vor der Seherin das Knie
Im Wald die Jäger-Krieger, die Germanen.
Im Walde hielten tausendmal Gericht
Nach altem Rechte, feierlich die Behmen —
Laßt ab, ihr Herrn! Nein, es gelingt euch nicht,
Dem deutschen Volke seinen Wald zu nehmen!

Auf springt im Zorn die heil'ge Poesie
Und wird den Anschlag nimmer euch verzeihen.
In deutscher Zunge sang ein Dichter nie,
Der nicht im Wald empfangen seine Weisen.
Um jedes Kind, das eben „Mutter“ lallt,
Ruf im voraus des Vaters Herz sich grämen,
Gelingt es euch, dem Volke seinen Wald,
Dem deutschen Volk den deutschen Wald zu nehmen.

Ein Zauber webt und waltet, süß und bang,
Im tiefen Tann, wo scheue Rehe wohnen,
Und ein Geheimniß braust wie Orgelklang
Und weht wie Hauch des Mundes durch die Kronen.
Wie Heimweh zieht es unser Volk zum Wald
Und kein Gesetz wird diese Sehnsucht zähmen;
Und darum sag' ich ruhig euch und kalt:
Ihr könnt, ihr werdet uns den Wald nicht nehmen!

Beharrt ihr doch auf eurem stolzen Sinn,
Wird das Gesetz zum Bessren nicht gewendet,
Gelingt der Plan — was wäre der Gewinn?
Ich will euch sagen, wie's unsehlbar endet.
Das Volk hängt mehr am Walde, als ihr ahnt;
Den Weg, der über Hamburg führt und Bremen,
Ihr habt ihn weitem Tausenden gebahnt,
Wenn ihr's vermägt, dem Volk den Wald zu nehmen.

Ihr wißt, wie viele in die Fremde fliehn
Vor Trommelschlag, vor Fahne und Koferne;
Soll über's Meer die kräft'ge Jugend ziehn,
Den freien Wald zu suchen in der Ferne?
Und ward der Schritt gethan und sind sie fort,
Wer wollte glauben, daß sie wiederkämen?
Es kannte in die Ferne sie das Wort:
„Hier wird den Wald dem Volke niemand nehmen!“

Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet.

Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Traußl.

(Fortsetzung.)

Wir kommen an jene Wendung des Unternehmens, die nachher vielfacher Kritik unterworfen worden ist und zu amtlichen Vernehmungen der Beteiligten der Expedition vor dem Marineministerium der Vereinigten Staaten Veranlassung gab. Der Eismeister des Schiffes Sidney, D. Buddington, von dem Bessels sagt, daß seine viel gepriesene Erfahrung leider in keinem Verhältnisse zu dem Muth und der Begeisterung stand, die er an den Tag legte, erachtete es für ein Ding absoluter Unmöglichkeit, weiter nordwärts vorzugehen, meinte vielmehr, man müsse sich unverzüglich gen Süden zurückwenden und hier nach einem Hasen suchen. Der Führer der Expedition und einzelne seiner Offiziere theilten diese Ansicht, Bessels hingegen und drei andere Offiziere waren dafür, die nördliche Richtung der Fahrt noch immer festzuhalten, da der Mann im Mastkorb, der Matrose Heinrich Hobby, im Nordosten viel offenes Fahrwasser signalisirte und sich dahin ausgesprochen hatte, daß, soweit er sehen konnte, die Eisverhältnisse kein Hinderniß darböten, noch weiter gen Norden vorzubringen. Ohne indeß selbst in den Mastkorb hinaufzusteigen, um sich mit eigenen Augen von der Sachlage zu überzeugen — was seine Pflicht gewesen wäre — und ohne die während des 30. und 31. August auf dem Schiffe gemachten meteorologischen Beobachtungen zu berücksichtigen — von denen Bessels die später nicht mit verloren gegangenen mittheilt, aus welchen deutlich erhellt, daß in sechs Nebelstunden fünfmal feuchte Nordwinde wehten, die nur über offenes Wasser gestrichen sein konnten — behauptete Buddington hartnäckig seine Meinung und Hall war schwach genug, diese Ansicht als die maßgebende zu betrachten.

Also geschah es, daß man über eine Höhe von 82° 26' nicht hinauskam, die am 4. September, im Süden der Lincolnsee (der Palaeocrystic Sea der Engländer), erreicht wurde, nachdem man in den letzten Tagen von gewaltigen Eispressungen bedrängt worden war, so daß man das Schiff bereits verloren gab und dessen Führer den Befehl ertheilte, einen Theil des Proviantes auf dem Eise zu landen. Mochte man sich immerhin mit dem Gedanken trösten, daß noch kein Schiff je zuvor bis zu einem so hohen Grade nördlicher Breite gelangt war, so bleibt es doch immer zu beklagen, daß, wie es scheint, ohne Noth einer Expedition Stillstand geboten wurde, die so glückverheißend begann und bis zu so außerordentlichen Breiten mit verhältnißmäßig so geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Vollkommen können wir daher die bitteren Empfindungen begreifen, mit denen Bessels den Schnabel der „Polaris“ gen Süden umkehren sah, war damit doch der Reise ein vorzeitiges Ziel gesetzt, für den Herbst auf ein weiteres Vordringen nach Norden verzichtet, und wer mochte sagen, ob dies jemals wieder aufgenommen werden konnte? „Die Ehre, der Erfolg der Expedition,“ ruft unser Gewährsmann schmerzbezeugt aus, „waren den Laimen eines Einzelnen geopfert. Das Glück, von welchem wir bisher begleitet waren, wurde uns abhold und lächelte nicht wieder.“

In der That muß die Fahrt der „Polaris“ für abgeschlossen gelten, nachdem man am 5. September unter 81° 36' in einer flachen Bucht, die von Hall die „Polarisbucht“ getauft wurde, vor Anker ging, an einer Stelle, die man „Thank God Harbour“ hieß, und vor einem nach dem Meere Schutz gewährenden Eisberge, der die Bezeichnung „Mount Providence“ empfing, wiewohl er sich keineswegs als Vorsehung erwies, sondern vielerlei Schaden anstiftete und binnen kurzem tragend und donnernd in Stücken ging. Ein feierlicher Augenblick war es, als Hall das Sternenbanner der Union am Ufer des neuentdeckten Landes aufrichtete und von diesem „im Namen Gottes“ und des Präsidenten der Vereinigten Staaten Besitz ergriff. Ein Reihetromm in der Kajüte des Führers der „Polaris“ gab dem Akte eine noch höhere Weihe. Am folgenden Morgen suchte Bessels im Vereine mit Hall den Platz aus, auf welchem das Observatorium, d. h. eine Bretterhütte von zehn Fuß Länge, acht Fuß Breite und acht und einen halben Fuß Höhe, zu stehen kommen sollte; es war ein ebener Platz, der sich etwa vierzig Fuß über die Meeresfläche erhob. Dann wurden die Vorräthe des Schiffes, die Risten, Fässer und Ballen in einem zusammengelassenen Doppelboote nach dem Ufer geschafft und hier auf einer kleinen Anhöhe, in Sicherheit vor Eispressung und Springfluthen, aufgestapelt; neben ihnen fanden die Kohlen, in Säcke verpackt, ihr Lager. Kurz darauf froh die „Polaris“ ein; das Winterleben unserer Gesellschaft begann bei einer Temperatur, die im Freien bald — 20°, im Innern des Schiffes, soweit dasselbe nicht geheizt werden konnte, — 15° Celsius betrug. Bei einer solchen Kälte mußte Tag für Tag in dem als Speiseaal benutzten Backbordgange des Deckhuses das Mittagmahl abgehalten werden. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß dieses sich niemals zu längerer Sitzung ausdehnte. Trotz der unerquidlichen Temperatur aber fanden die Beobachtungen im Observatorium sowohl als die begonnenen Vermessungen an den im Süden der Bucht errichteten trigonometrischen Stationen und die allständlichen Verzeichnungen des Skalenstandes an dem über einer Öffnung im Eise aufgestellten Pegel ihren regelmäßigen Fortgang, selbst als mit dem 16. Oktober, an welchem Tage man die Sonne zum letzten mal erblickte, die arktische Winterstürme hereinbrach und nachher wüthende Stürme die „Polaris“ aus den Fugen zu reißen drohten. Gewiß, eine Kraft und Beharrlichkeit, die über jedes Lob erhaben sind.

Viel schlimmer als alle diese Wetterunbilden jedoch, schlimmer als die Entbehrungen und Nöthen, die mehr oder weniger jeder von unseren Reisenden zu ertragen hatte, schlimmer als der Bann der ewigen Polarnacht, war ein Unglücksfall, der die an das Eis Gefesselten schon früher getroffen hatte. Nach der Rückkehr von einer in Begleitung seines ersten Offiziers und der beiden Eskimo auf zwei Hundeschlitten in der Richtung nach Norden unternommenen Forschungsfahrt, die wesentlich das Resultat lieferte, daß da, wo Hayes sein offenes Polarmeer gesehen haben wollte, sich Land befindet, erkrankte der rastlose Leiter der Expedition am 24. Oktober und erlag, nachdem man das Uebel schon gehoben glaubte, am frühen Morgen des 8. November 1872, erst fünfzigjährig, einem wiederholten Schlaganfall. „So hatte denn das ungestüme Herz aufgehört zu schlagen“, so lauten die warmen Worte, die Bessels in pietätvollem Gedenken dem Verstorbenen widmet, „ehe es die großen Pläne zur Ausführung gebracht, welche in ihm gekeimt; die ehernen Würfel des Schicksals waren gefallen, als der erste Erfolg kaum noch errungen war.“ Mit zwei Flaggen bedeckt, in schmucklosem Sarg gebettet, wurde der unersehliche Todte am Morgen des 10. November, etwa eine Viertelmeile südlich vom Observatorium, in die Erde gesenkt, aus deren hartgefrorenem Boden mit schwerer Mühe ein Grab hatte herausgeschaufelt werden können. Mit dem Tode ihres Befehlshabers hatte die Expedition ihren schwersten Stoß erlitten. Damit soll indeß keineswegs gesagt sein, daß die ihres Hauptes beraubten Offiziere des Schiffes nicht muthvoll und ausdauernd all ihr Wissen und Können, ihre Kräfte, ihre Ehre und selbst ihr Leben eingesetzt hätten, um ein weiteres Gelingen der Reise zu ermöglichen, wie sie das in einem Dokumente feierlich gelobten. Allein mit Hall's Heimgange war das Glück vollends von der „Polaris“ gewichen. Wir wollen die Jagdabenteuer, welche uns Bessels' Tagebuch erzählt, übergehen und die Schicksale der „Polaris“ summarisch recapituliren. Am Radmittage des 12. August 1873, also nach 11 Monaten und 7 Tagen unfreiwilliger Siesta — nachdem, um auch dieses bedeutame Ereigniß nicht unerwähnt zu lassen, am Morgen desselben Tages Frau Merkur, Hans Gattin, einem jungen Eskimo das Leben gegeben hatte, der Carl Polaris getauft wurde — dampfte man aus der Bucht gegen Süden; schon am 25. August aber, in einer Breite von 75° 35' 47" N., war die Polaris nach fürchterlichen Pressungen vom Eise vollständig befreit und von neuem mußte für alle Eventualitäten auf einem Eisfelde eine Zufluchtsstätte, halb Zelt, halb Haus, aufgeschlagen werden, während man auf dem Deck den Proviant zum Vöckchen schon bereit hielt. Am 16. Oktober ward im Smithsunde Befehl gegeben, Kohlen und Proviant auf das Eis zu schaffen, da die Pressungen dem Schiffe immer gewaltiger zusetzten. Mit feurigem Eifer ging die Mannschaft daran, dies Gebot zu erfüllen — da rissen die Taue, welche die „Polaris“ an dem Eisfelde befestigt hatten, das Schiff gerieth in Bewegung, und eine Schaar der Leute blieb verlassen auf der Scholle zurück, voller Verzweiflung dem sich entfernenden Fahrzeuge nachschauend. „Lebe wohl, Polaris!“ so rief von der Scholle herüber wehmüthig einer der Unglücklichen, die nach dem Schiffe zurückzuretten unmöglich war. Bis zum 30. April trieben die Armen, es waren ihrer Reuzehn, darunter der Meteorologe der Expedition, Friedrich Meyer, der Navigationsgehülfe E. Tyjon und die beiden Eskimofamilien, hilf- und hoffnungslos auf ihrer Scholle dahin, ehe sie in der Nähe von Grady Harbour in Labrador von dem nordamerikanischen Dampfer „Tigerin“ aufgenommen und nach Sankt Johns, der Hauptstadt von Neufundland, gebracht wurden. Die „Polaris“ selbst mußte, unweit der Littletoninseln, am 17. Oktober als unheilvolles Brod aufgegeben und ein dürftiges „Polarishaus“ auf dem Eise bezogen werden, wo unseren bedrängten Forschern die ewige Nacht eines zweiten arktischen Winters mit allen seinen Begleitern Hunger, Mangel und Beschwerden der mannichfachen Art bevorstand. Am 31. Mai des nächsten Jahres ward endlich die wissenschaftliche Thätigkeit geschlossen, die trotz aller Nöthen und Entbehrungen rüstig fortgeführt worden war, und am 3. Juni ging es in zwei unter Chesters Angaben gezimmerten leichten Booten, die nur die unentbehrlichsten Habseligkeiten der Männer mit zu beherbergen vermochten, in das weite Eismeer hinaus, auf dem man, in gerader Linie gemessen, 300 Meilen zurückzulegen hatte, um die nächste der dänischen Ansiedelungen zu erreichen. Zwanzig Tage segelte man unter unbeschreiblichen Schwierigkeiten und Gefahren dahin, da, es war um 10 Uhr Morgens am 23. Juni 1874, erpähte man ein Schiff, einen schottischen Walfischfänger, den „Ravensraig“. Die Rettung war gekommen, wenn auch noch manche Fährlichkeit zu überwinden blieb. Erst die „Arctic“ aber, ein Walfischfänger aus Dundee in Schottland, die man am 7. Juli ansprach, führte Dr. Emil Bessels und einen Theil seiner Begleiter — die andern waren auf dem „Ravensraig“ geblieben — am 18. September im Hafen von Dundee zur vorläufigen Ruhe zurück. Zu nicht langer Rast, denn schon fünf Tage darauf ging Bessels mit seinen Gefährten von Liverpool aus wieder in See, um am 4. Oktober zu Sandyspool einzutreffen, von wo aus das Kriegsschiff „Latapooja“ die Reisenden nach der Bundeshauptstadt beförderte. Hier waren früher bereits die Schollenfahrer angelangt und kamen nachher auch die übrigen Gefährten der Polarisexpedition an, deren Schicksale interessanter sind, als die Ausbeute der Reise selbst, welche wohl den minder erfolgreichen beigerchnet werden muß. Desto reichhaltiger sind die wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition, Ebbe und Fluth Tabellen, Barometerbeobachtungen, Untersuchungen der Meeresströmungen, Bemerkungen über die Eisverhältnisse, über Erdmagnetismus und Nordlichter, sowie über

Welterschwankungen. Als eines der wichtigsten Resultate der Fahrt haben wir jedenfalls Bessels Entdeckung zu verzeichnen, daß der Golfstrom nördlich vom 75° 50' in der Baffinsbay nicht mehr zu suchen ist, während seine Wärmewirkung nordöstlich bis an die Gestade von Nowaja Semlja fühlbar ist. Dies wohl hauptsächlich der Grund der ungünstigen Eisverhältnisse im westlichen Polarbecken.

Dr. Bessels große Verdienste um die naturwissenschaftlichen Sammlungen der „Polaris“ wurden derart anerkannt und allgemein gewürdigt, daß eine im Januar 1880 in Halifax (Britisch-Amerika) tagende geographische Gesellschaft demselben die Führung der neuesten Nordpol-Expedition (Juni 1880) übertragen hat. (Fortsetzung folgt.)

Die Ueberschwemmung des Nils an den Pyramiden von Gizeh. (Bild Seite 292). Hundertundachtzig deutsche Meilen von Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, liegt die Stadt Chartum. Als Mittelpunkt der Wüste, die von den Armen des weißen und blauen Nils durchströmt, östlich vom Rothen Meer begrenzt, sich endlos nach West und Süd ausbreitet, ist das ärmliche Chartum das Endziel zahlloser Karawanen, welche die Erzeugnisse des Landes und die europäischen Einfuhrartikel in das Innere Africas schleppen. Tausende von Jahren sind im Strom der Ewigkeit verbracht, und die Kultur, die alles belebt, hat sich noch immer nicht auf die Karawanen erstreckt. Wenn wir die in der Bibel geschilderte Begegnung des Erzvaters Abraham mit Melchisedech und die heutigen Karawanen vergleichen, werden wir, mit Ausnahme der Finte und der Pfeife, nicht viel wesentliche Veränderungen wahrnehmen. Jetzt soll es aber anders werden, schreibt Dr. Nachtigal, der deutsche Konsul in Chartum, an die Berliner Geographische Gesellschaft. Um seine neu-entworfenen Provinzen im Süden zu sichern, beabsichtigt die ägyptische Regierung den Bau einer Eisenbahn Kairo-Chartum. Das genüssliche Kameel, dieses Schiff der Wüste, soll von dem lothensfressenden Dampfrohr verdrängt werden. Die Poesie der Wüste wird dadurch zerstört, jammern die Idealisten, ohne dabei zu bedenken, daß mindestens ein halbes Jahrhundert vergeht, bevor das Wort zur That wird.

Vorderhand begnügt sich der neugebackene Vicelkönig von Aegypten, Khedive Tefik genannt, mit den althergebrachten Mitteln. Seine südlichen Nachbarn, König Johann von Abyssinien und König Menekel von Schoa, liegen sich in den Haaren und der Khedive ernährt die Hälfte seiner Kriegsmacht auf ihrem Gebiet durch Kontribution. Das Empörende an dieser neuen Art und Weise, kostenfrei Soldaten zu halten, ist der Umstand, daß ein Engländer, Gordon Pascha, diese entmenschte Soldateska kommandiert. In diesen unglückseligen Ländern, wo in trodenen, regenarmen Jahren tausende von Menschen verhungern, dünkt uns eine Verbesserung des Feldbaues durch künstliche Verrieselung wichtiger wie der Bau einer Eisenbahn durch eine menschenleere Wüste. So lange es die Gläubiger des Vicelkönigs von Aegypten, die Engländer und Franzosen, nicht in die Hand nehmen, kommt es überhaupt nicht zum ersten Spatenstich. Den nüchternen, aber arbeitsscheuen Herren des Landes, die von Arabien herübergekommen sind, um die eingeborenen Fellahs, Nubier und Abyssinier zu schinden, sieht das Nomadenthum tief in den Knochen und macht sie zu jeder geregelten Thätigkeit untauglich. Das wußte ihr schlauer Landsmann Mohamed, der Gründer des Islams, und hat diesem unbezwinglichen Wandertrieb dadurch Rechnung getragen, daß er jedem seiner Anhänger eine fromme Bummelrei, die Pilgerfahrt nach Mekka (Arabien) zur Pflicht machte. Tausende und Abertausende pilgern jahraus, jahrein von Indien, aus den entlegensten Winkeln Nordwestafrikas und vom fernen Balkan nach Mekka, um die heilige Kaaba (der Sage nach ein vom Himmel gefallener Stein, in Wahrheit aber ein Meteor) zu küssen. Die ungrabenen Leichen der verhungerten Fanatiker bezeichnen den Weg von Djeddah (einem Hafentort im Rothen Meer), nach Mekka und sind wahrscheinlich der Keim der Cholera, die auf ihrem Flügel nach Westen die Menschheit dezimirt. Aber noch ein Faktor ist es, der den von den Paschas ausgeplünderten Fellah in seiner Trägheit bestärkt, es ist dies eine Naturerscheinung, die mit der Pünktlichkeit der Ebbe und Fluth, aber nur einmal im Jahre auftritt — das regelmäßige Steigen und Fallen des Nilstromes, der den lockeren Marschboden Aegyptens durchdringt und dem landwirthschaftlichen Betrieb einen fast bis ans Wunderbare streifenden Ertrag gewährt. Seitdem wir die im abyssinischen Hochland und im äquatorialen Afrika niedergehenden periodischen Regengüsse kennen, wissen wir auch, daß nur sie das Steigen des Stroms bedingen, welches in Aegypten Mitte August so zugenommen hat, daß das Land nach allen Richtungen hin reichlich bewässert und von dem schlammigen Niederschlag frisch gedüngt ist; und zwar ohne Menschenarbeit. Bis Ende September ist der höchste Wasserstand erreicht und im Oktober beginnt das allmähliche Fallen. Das Sinken währt bis in die zweite Hälfte des Mai. Der feine, röthliche Schlamm, den der Fluß in seinem Lauf mit sich führt, um ihn in Aegypten abzuweisen, trägt zur Erhöhung des Bodens bei und beträgt in einem Jahrhundert ungefähr 10 Centimeter. Herodot, der 450 Jahre vor Christi Geburt Aegypten beschrieb, sagt: Aegypten sei ein Geschenk des Nils, des Vaters der Ströme, dessen alljährlich wiederkehrende segenspendende Anschwellungen dies älteste Kulturland der Erde bilden halfen. Dieser Boden, der unter den Tritten der macedonischen Phalanx des Alexander, der römischen Legion des Julius Cäsar und des französischen Quard's des Napoleon

Bonaparte erdröhnte, und der seine Fruchtbarkeit den verwesten Gebieten perijischer und assyrischer Soldner, griechischer und phönizischer Schiffer, muhamedanischer und christlicher Fanatiker verdankt, erzeugt, von Nilwasser befruchtet, Weizen mit 25–50 fältigem Ertrag und Reis mit 50–100 fältigem Ertrag, Zuckerrohrsplanzen gedeihen ohne jegliche Mühe und der Baumwollenbau liefert alljährlich 100 Millionen Kilogramm. Und doch sind wieder große Strecken des Landes eine Wüstenei und Einöde, deren brütende Stille weder der Schall menschlicher Tritte noch der Schrei eines Haushiers unterbricht. Die wilde Natur gewinnt wieder ihre vollen Rechte über die weiten Gefilde welche ihr der menschliche Fleiß vor Jahrtausenden schon abgerungen hatte. Wo früher prangende Städte gestanden hatten, blieben nur noch zerbröckelnde Trümmer sichtbar.

Sehen wir uns das großartige Panorama unseres Bildes an, auf dem Jahrtausende hindurch die bedeutendsten Akte der Weltkomödie abgepielt wurden. Aegypten war die Wiege der griechisch-römischen und somit auch unserer heutigen westeuropäischen Kultur, und von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage haben die Wellen fast aller hervorragenden Ereignisse des Menschengeschlechtes den Fuß dieser steinernen Kolosse, Pyramiden genannt, umspielt, die im Hintergrunde unseres Bildes aus der Wasserwüste hervorragen.

Das geistige Klima dieser Regionen ist besonders der Erzeugung von Religionsystemen günstig gewesen, die ägyptisch-griechisch-römische Mythologie und die Ein-Gott-Systeme des Judenthums, Christenthums und Islams, alle sproßten unter der Treibhaushitze dieser Himmelsstriche hervor und sind gleichsam aufeinander gepflanzte Zweige desselben Stammes, dessen uralte Wurzeln, vom grauen Noose der Unwissenheit und des Aberglaubens überwuchert, an den Quellen des Nils keimen. Sind die Pyramiden von Gizeh Monumente zur Verherrlichung der fast allmächtigen ägyptischen Priesterkaste oder Erinnerungszeichen geschichtlicher Ereignisse, sind sie die Gräber oder Schatzkammern ihrer Erbauer aus der Cheopsdynamie, sind sie astronomische Meßinstrumente, Observatorien, oder Wasserleitungen? Von den Konjekturen über den Zweck dieser kolossalen Bauten ist noch keine einzige unwiderleglich bewiesen. Die in der Nähe von Kairo stehenden Pyramiden von Gizeh, sind wie jene von Memphis, von Bruchsteinen erbaute Massen, die, zu Kirchturmhöhe aufgetürmt, auf meist quadratischer Basis sich erheben. Diese ungeheuren Steinmassen sind im Innern mit nur wenigen engen Gängen versehen und endigen oben in eine Spitze oder kleine Fläche. Wie es in jenen Tagen, wo Muskelkraft fast die einzig bekannte war und die mechanischen Wissenschaften noch in den Kinderschuhen steckten, möglich gewesen, das Material zu diesen Kolossen aus meilenweit entfernten Steinbrüchen heranzuschleppen und diese Bauten mit einer mathematischen Genauigkeit anzuführen, die selbst von den Architekten unserer Tage, mit allen möglichen Hilfsmitteln und Kenntnissen ausgerüstet, nicht übertroffen werden kann, wird wohl für die Wissenschaft stets eine offene Frage bleiben. Es ist bei dem praktischen Sinn der alten Aegypter nicht leicht anzunehmen, daß sie die Muskelkraft mehrerer Generationen verschwendet hätten, um in den Pyramiden Mausoleen für eine einzige Mumie, und wenn es auch die eines Königs wäre, zu errichten. Das ginge ja noch über die heut beliebte Kräftevergeubung! Und doch hat man in jeder Pyramide, in welche man gedrunge, nur einen Sarkophag gefunden. Mumien sind in keiner der geöffneten Pyramiden mehr vorhanden und im nördlichen Aegypten überhaupt nicht mehr „wild“, sondern nur im Museum des Khedive (Vicelkönig) in Kairo (Hauptstadt Aegyptens) zu finden. Die Grabstätten der Pharaonen und Priester des alten Wunderlandes sind in den letzten Jahrhunderten unverantwortlich geplündert worden und besonders im 17. und 18. Säculum war der Export von Mumien zu medizinischen Zwecken ein so starker, daß zu verwundern ist, daß der Artikel nicht schon gänzlich geräumt wurde. Vor letzterem Schicksal hat ihn auch nur die starke Fabrikation frischer Mumien bewahrt, welche besonders im Anfange des vorigen Jahrhunderts in schwinghafter Weise in der ägyptischen Hafenstadt Alexandria betrieben wurde. Unser Jahrhundert hat sich von dem Mumienwindel emanzipirt, um dem Kultus anderer Quacksalbereien zu hulldigen. X.

Seltene Meerbewohner. Welch fabelhafte Phantasie die Natur bei der Erzeugung ihrer Produkte entfaltet, zeigt recht deutlich die sonderbare Gesellschaft, welche unsere Illustration auf Seite 293 heute den Lesern vorführt. Da ist zunächst der mit 1 bezeichnete Zitterrochen, ein zur Ordnung der Quermäuler gehöriger Fisch, welcher häufig im Mittelmeere vorkommt, durch seine elektrischen Eigenschaften schon den alten Griechen und Römern bekannt war. Er hat eine nackte, schlüpfrige Haut, einen vorn gerundeten, scheibenförmigen Körper, einen kurzen Schwanz und mißt im Durchmesser 50 Centimeter. Seine elektrischen Organe, von denen er willkürlich Gebrauch machen kann, wendet er mit mehr oder weniger Erfolg gegen feindliche Angriffe oder gegen die zu erhaschende Beute an. Sie liegen links und rechts zwischen Kopf, Kiemen und dem inneren Rand der Bauchflossen und sind aus einem Gerüst von Bindegewebe gebildet, welche zahlreich, zur Längsachse des Körpers senkrechtstehende, aneinander gedrängte Fächer aufweisen. Die letzteren werden vielfach durch feine, aus zarten Bindegewebe gebildete parallele Querscheidewände in noch kleinere Fächer abgetheilt, von denen jedes einzelne eine aus zart

geförnter Masse bestehende elektrische Platte enthält. Rückenmark und Gehirn ziehen sich zwischen den je 1 Centimeter starken elektrischen Organen hin und sind durch knorpelige Skeletttheile geschützt. Von jedem elektrischen Organ zweigt sich ein vom dreitheiligen Nerven stammender elektrischer Ast ab, während vier der herumschweifenden Nerven in ersteres einmünden. Jede elektrische Platte steht mit diesen Nerven in Verbindung. — Der Zitterrochen lebt in schlammigen Untiefen, wird bis zwei Fuß lang und 20 Pfund schwer und wird höchstens von den ärmsten Leuten gegessen. Schmachthafter soll der ebenfalls zwei Fuß lange, im Nil lebende Zitterwels sein. Berühmter jedoch als alle diese ist der zuerst 1671 von Richter in Cayenne beobachtete und von Adriaan van Belkel beschriebene amerikanische Zitteraal, welcher 4 bis 5 Fuß lang und drei Zoll dick wird. Er ist olivengrau oder braun gefärbt, hat einen zusammengedrücktten Körper, kleinen Kopf, keine Rückenflosse und eine bis zur Schwanzspitze reichende Aftersflosse. Er lebt in langsam stießenden Strömen des äquatorialen Amerika und gift wegen der Gefahr, welche er Menschen und Thieren, sowie den Fischen bereitet, für eine Landplage. Man fängt ihn mit Harpunen, läßt ihn aber vorher an Mantthieren seine elektrische Kraft verschwenden. — Der auf unserem Bilde rechts dargestellte Zitterrochen zeigt die Rückenseite mit nach oben gerichteten Augen, der links die Bauchseite mit dem sonderbar geförmten Maul. Wenn auch nicht minder interessant in ihrer äußeren Form, so doch nicht im entferntesten so gefährlich sind die unter 2 dargestellten Seeperdchen. Eine Gattung kleiner ringsum gepanzerter Meerfische mit pferdeähnlichem Kopfe und knofigem, flossigem und meist eingerolltem Schwanz und im Nacken liegenden büschelförmigen Kiemen. Sie schwimmen aufrecht durch wirbelnde Bewegung der Rücken- und Brustflosse. So interessant, wie die Thiere selbst ist auch ihre Fortpflanzung, die insofern von der der gewöhnlichen Fische abweicht, als das Weibchen die Eier in die zwischen Afterschwanzwurzel des Männchens befindliche Brüttafche legt, wo sie vom letzteren so lange herumgetragen werden, bis sie ausgebrütet sind; dasselbe hat mit dem Seeperdchen gemein, die zu derselben Familie gehörende auf unserer Illustration mit 3 bezeichnete Seenadel. Letztere kommt in allen europäischen Meeren vor, wird 50–60 Ctm. lang und hat auch denselben Schwimmapparat wie ersteres. Von gefährlicherer Art für seine Umgebung ist der im Mittelmeer lebende Vären- oder Heuschreckenkrebs (Figur 4). Er erreicht eine Länge von 10 Ctm. und ist mit vorzüglichen Kuder- und Angriffswerkzeuge versehen. Der durch Figur 5 dargestellte Seestern gehört zur Ordnung der Stachelhäuter, welche einen platten, fünfseitigen oder am häufigsten in 5–20 Strahlen sternförmig getheilten Körper besitzen. Die ziemlich dicke Haut enthält meist warzige stachelige Kalkplatten. Das auf unserem Bilde nicht sichtbare fünfseitige Maul befindet sich auf der Bauchseite und führt in einen weiten Magenack, welcher Blindfäde in die Arme sendet. Ein Afters befindet sich höchst selten auf der Rückenseite. Vom Maul aus verzweigen sich Kiemen in die Arme, welche dicht mit Saugfüßchen versehen sind, mit welchen letzteren die Beute, wie Weichtiere und kleine Fische, umstrickt und festgehalten wird. Die Fortbewegung des Seesterns geht sehr langsam von statten und geschieht, indem sich das Thier mit den Saugfüßchen festhält, was selbst an glatten Wänden und aufrechtstehenden Glasflächen geschieht. Er findet sich in allen Meeren und pflanzt sich durch Eier fort. Man unterscheidet drei Hauptgruppen von Seesternen, und zwar außer der genannten, die Schlangensterne, welche gegliederte lange Arme ohne Saugfüßchen besitzen. Die Arme, die sie nach allen Seiten bewegen und krümmen können, werfen sie oft, wenn man sie ansieht, freiwillig ab, reproduzieren dieselben aber sofort neu. Sie sind häufig in den nördlichen Meeren. Bei der dritten Gruppe, den Medusensternen, sind die Arme mehrmals getheilt, und bei einigen Arten des Indischen Ozeans geht die Zertheilung sogar so weit, daß sie bis zu 80,000 Gliedern ansteigt. Die links oben (Figur 6) dargestellte Stodmuschel zeichnet sich durch ein Gespinnst aus, mit Hülfe dessen sich das Thier an Felsen oder Steingrund befestigt. Dieses Gespinnst wird in Unteritalien sogar zu allerhand Geflecht und Weberei verwandt. Den Schluß dieser interessanten Kollektion bildet die unter 7 ersichtliche Seerose, ein Wesen, welches seinem Aeußern nach dem Pflanzen-, in Wirklichkeit aber dem Thierreiche angehört, denn es begnügt sich nicht allein mit vegetabilischer Kost, sondern verschlingt jedes in den Bereich seiner Fangarme kommende Thier, vorausgesetzt, daß es ihm an physischer Kraft unterlegen ist.

nrt.

Die Kenntniß der römischen Stenographie (Tironische Noten) war im Mittelalter fast ganz verloren gegangen, und so kam es, daß viele in tironischen Noten geschriebene Bücher — ebenso wie in geheim-

schriftlichen Zeichen verfaßte — als gefährliche Zauberschriften verbrannt wurden. Kurfürst Friedrich II. von der Pfalz ließ z. B. die Schriften des Abt und Benediktinermonchs Joannis Trithemius (geb. 1462 zu Tritenheim, woher sein Name), der neben einem Werke über Steganographie auch ein Buch über Polygraphie herausgab, in welchem zum erstenmale tironische Noten gedruckt sind, dem Feuer überantworten, und zwar auf ein Gutachten von Carolus Bovillus hin. In diesem Gutachten heißt es wörtlich: „Ich hab mich zum Trithemio versüßet, welchen ich wohl als einen trefflichen Zauberer, aber darneben in keinem Stück der Philosophi gefaßt, befunden hab, ein Buch hat er geschmiedet, und demselben den Namen Steganographia gegeben, welches ich über-rumpelt, und nicht mehr dann etlicher Capitalen Anfang gelesen, aber kaum zwö Stund in Händen behalten, und negsten von mir geworffen hab, dann mich ein Grausen und Schröcken antam, von wegen solcher Beschwehungen, und so Barbarischer und ungebräuchlicher Namen der Geister, ich hätte schier gesagt, der Teuffeln, welche meines Bedundens mehrer Theil aus frembden Sprachen, Arabischer, Chaldischer, Hebräischer, Griechischer, (dann der Lateinischen keine oder gar wenig) genommen sind: Aber ein Unzahl seltsamer Zeichen, damit die Beschwehungen bezeichnet werden, da gefunden, und daß Trithemius in einer Missiven an Postium schreibt, es seyn alles heitere klare Wort, ohne alle Verzeigung der Buchstaben und Worten, also daß sie männiglich lesen und verstehen können, jedoch so werde das Secretum und Geheimnuß, so darunter verdeckt seye, wol verborgen bleiben, daran hat er nicht gelogen, dann in seiner ganzen Steganographia läßt er hin und wieder herrliche Göttliche Gebettlein einlaufen, die an statt eines Send-Briefs zu einem guten Freund möchten geschickt werden, aber in der Wahrheit seynd es nichts anders, denn wie das Sprichwort lautet, Crocodils-Fäher.“ — Bei dem Verbrennen stenographischer oder kryptographischer (geheimchriftlicher) Bücher blieb es übrigens selten, meist wurden auch die Verfasser derselben, die Personen, welche stenographirten, als Teufelsbeschwörer und Teufelsverbündete, Zauberer oder dergleichen staats- und weltgefährliche Verbrecher dem Scheiterhaufen überliefert.

-2-

Sprechsaal für jedermann.

Gibt es anderswo im deutschen Reiche auch noch solche gemüthliche Postbeamte? Der Schreiber dieser Zeilen, der in einer kleinen nicht sehr weit von Leipzig gelegenen Stadt sein Sommerquartier zu nehmen pflegt, schickte, um eine Geldsendung nach dem Auslande (der Schweiz) abgehen zu lassen, eines Tages einen Boten mit dem Auftrage zur dortigen Postanstalt, ihm eine dem betreffenden Betrage und der Entfernung gemäß frankirte Einzahlungsarte zu holen. Nach einiger Zeit kam jedoch der Bote mit leeren Händen zurück, indem er bemerkte, der Postbeamte habe ihn gefragt, „ob es nicht Zeit hätte bis morgen“. Ob dieser von Seiten eines kaiserl. deutschen Postamts gewiß seltsam naiven Frage nicht wenig erstaunt, begab ich mich selbst zur Post, um meinen Geldbetrag einzuzahlen. Ein schüchternes Aufblicken des allein im Bureau anwesenden, kaum der Schule entwachsenen Postleuten, dann längeres Suchen in verschiedenen Büchern, und endlich dieselbe naive Frage: „Hat es nicht Zeit bis morgen?“ — Ich erklärte, diese Frage zu meinem Bedauern verneinen zu müssen und erkundigte mich nach dem Verbleib des Postverwalters. Er sei „nur einmal fortgegangen“, lautete die Antwort des schüchternen Kleinen. „Aber dann kommt er wohl bald wieder?“ „Gewiß?“ „Und warum dann die Frage, ob die Annahme meiner Einzahlung nicht ‚bis morgen‘ Zeit habe?“ — Hören Sie, junger Mann“ — stellte ich jetzt ein strengeres Examen an — „die Sache scheint mir denn doch nicht ganz in der Ordnung! Ist der Herr Postverwalter überhaupt im Orte?“ „Nein!“ — antwortete erschreckt der Cleve — „er ist nach Ch. gefahren!“ „Und wann kommt er von da zurück?“ „Heute Abend!“ „Und ich erkläre Ihnen, daß er heute Abend, wie Sie selbst ganz gut wissen, nicht zurückkehren gedenkt, — denn wozu sonst, frage ich wieder, jene Frage?“ — Nun erst gesteht mir der Cleve ein, daß sein Chef erst am folgenden Tage zurückkehren wird. Glücklicherweise tritt am Schluß dieses Gesprächs, etwa nach einer halben Stunde, ein Briefbote ein, der nun in den verschiedenen Büchern mit suchen hilft und endlich wirklich den in diesem Falle zu entrichtenden Frankaturbetrag herausfindet, so daß ich jetzt mein Geld aufgeben konnte. — Der Postverwalter aber war nach Ch. gereist, um einmal in seiner in der Nähe letzterer Stadt gelegenen Brauerei nachzusehen, was er, ohne welchen Urlaub zu haben, übrigens wiederholt that, und ist noch heute in seinem so „gemüthlich“ verwalteten Dienste.

B.

Inhalt. Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph von B. . . . (Fortsetzung). — Herr Hansen und der thierische Magnetismus, von Emanuel W. — Ueber die Gesetze, denen der Fortschritt der Civilisation unterworfen ist (Fortsetzung). — Irrfahrten, von E. Rosenberg (Fortsetzung). — Das Lied vom deutschen Wald. Gedicht von Rudolf Lavant — Forschungsfahrten im nördlichen Polargebiet. Geschichtliche Zusammenstellung von Dr. M. Trausil (Fortsetzung). — Die Ueberschwemmung des Nils an den Pyramiden von Gizeh (mit Illustration). — Seltsame Meerbewohner (mit Illustration). — Die Kenntniß der römischen Stenographie (Tironische Noten). — Sprechsaal für jedermann.